

Vergißeinnicht 1938

9 (1938)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 9

September 1938

56. Jahrgang

Mariä Geburt

Das Kindlein auf dem Linnen lag,
So schön wie ein junger Maientag,
Goldminnig anzuschauen.
War Freude groß im ganzen Haus
Und wundernd gingen ein und aus
Die nachbarlichen Frauen.

Wie war das Mägdlein lieblich zart,
Ein Kind und doch so eig'ner Art,
Ein seltsam englisch' Wesen.
Ein Mägdlein nur sann manche still —
Und doch, wenn Gott der Herr, es will,
Zu Großem auserlesen!

Es kamen noch der Frauen viel,
Und als des Abends Schattenspiel
Schon grau die Kammer hüllte,
Da war ein Glänzen wunderbar,
Das von des Mägdleins Wiege kam
Und hell den Raum erfüllte.

Da schwieg der Frauen Wort geschwind.
Sie alle fühlten: Dieses Kind,
Gott selbst hat es erkoren,
Und riefen fromm-begeistert aus:
Gebenedeit sei dieses Haus,
Da diese Magd geboren!

Auch Mutter Anna sah den Schein,
Blickt innig auf ihr Kindelein,
Hat lang es angesehen;
Neigte dann sich demütig-still
Und sprach: Wie Gott, der Herr, es will,
Wird an der Magd geschehen!

Fr. C. Meyer

Das Fest Mariä Geburt

(8. September)

Die Kirche versagt es sich im allgemeinen, den Eintritt der Heiligen in diese Welt zu feiern, da sie mit der Erbsünde behaftet und den zahllosen Übeln ausgeliefert sind, die in deren Gefolge gehen. Sie gibt ihrer Freude nicht am Beginn ihrer Prüfungszeit Ausdruck, da es noch ungewiß ist, welches Ende sie nehmen wird, sondern behält sich dies für den Schluß vor, der das Werk krönt. In der Heiligung Johannes' des Täufers im

Schoße seiner Mutter sah man früh einen genügenden Grund zu einer Ausnahme.

Eine noch viel zwingendere Ursache rechtfertigte die Außerachtlassung einer Regel zugunsten derjenigen, deren Geburt war wie die Morgenröte, und die Sonne der göttlichen Herrlichkeit, Jesus Christus, ankündete.

Schon wenigstens im 7. Jahrhundert beging man im Morgen- und Abendland bereits das Fest Mariä Geburt. Die allgemeine Feier aber geht höchstens in das 10. oder den Anfang des 11. Jahrhunderts zurück. Seither ist es zu einem der beliebtesten Muttergottes-Feste geworden.

Im 13. Jahrhundert hatten die zur Wahl eines Nachfolgers Gregors IX. im Konklave versammelten Kardinäle gelobt, das Fest durch eine Oktav auszuzeichnen, wenn die Zivietracht und die Schwierigkeiten überwunden würden, die aus der Unzufrieden-



P. Alfuin Weiswurm CMM. am Tage seiner Primiz und der ersten hl. Kommunion seines kleinen Bruders in Mahlsberg. Der Pater reiste am 8. Mai in die nordamerikanische Mission der Mariannhillier

Photo: Weiswurm, Mahlsberg

heit des Volkes entsprangen. Der neue Papst Cölestin lebte nur noch 18 Tage und das Versprechen konnte erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts durch seinen Nachfolger Innozenz IV. erfüllt werden.

Die Geburt gibt Maria der Erde, die Himmelfahrt dem Himmel. Mit welchem Jubel haben die Engel und Heiligen des Himmels ihre Königin empfangen: *De cuius assumptione gaudent angeli*, über deren Aufnahme im Himmel die Engel jubeln! Und wir Menschenkinder sollten bei ihrem Eintritt in die Welt gleichgültig bleiben? „Deine Geburt verkündete der ganzen Welt Freude“ (Offizium des Festes).

„Multi in nativitate eius gaudebunt.“ — „Viele werden sich über seine Geburt freuen.“ (Worte des Engels, der dem Zacharias die Geburt des Johannes des Täufers verkündet).

Die Geburt Mariä ist eine Quelle der Freude

Unser Glend und die Schmerzen der Geburt hindern uns doch nicht, den Tag glücklich zu nennen, an dem ein Mensch geboren wird. Aber kann diese Freude für den denkenden Menschen ungetrübt sein?

Ist dieses Fünkchen Leben nicht der Gefahr ausgesetzt, im ersten Windhauch zu verlöschen und dadurch mehr Leid zu verursachen als es Freude gebracht hat?

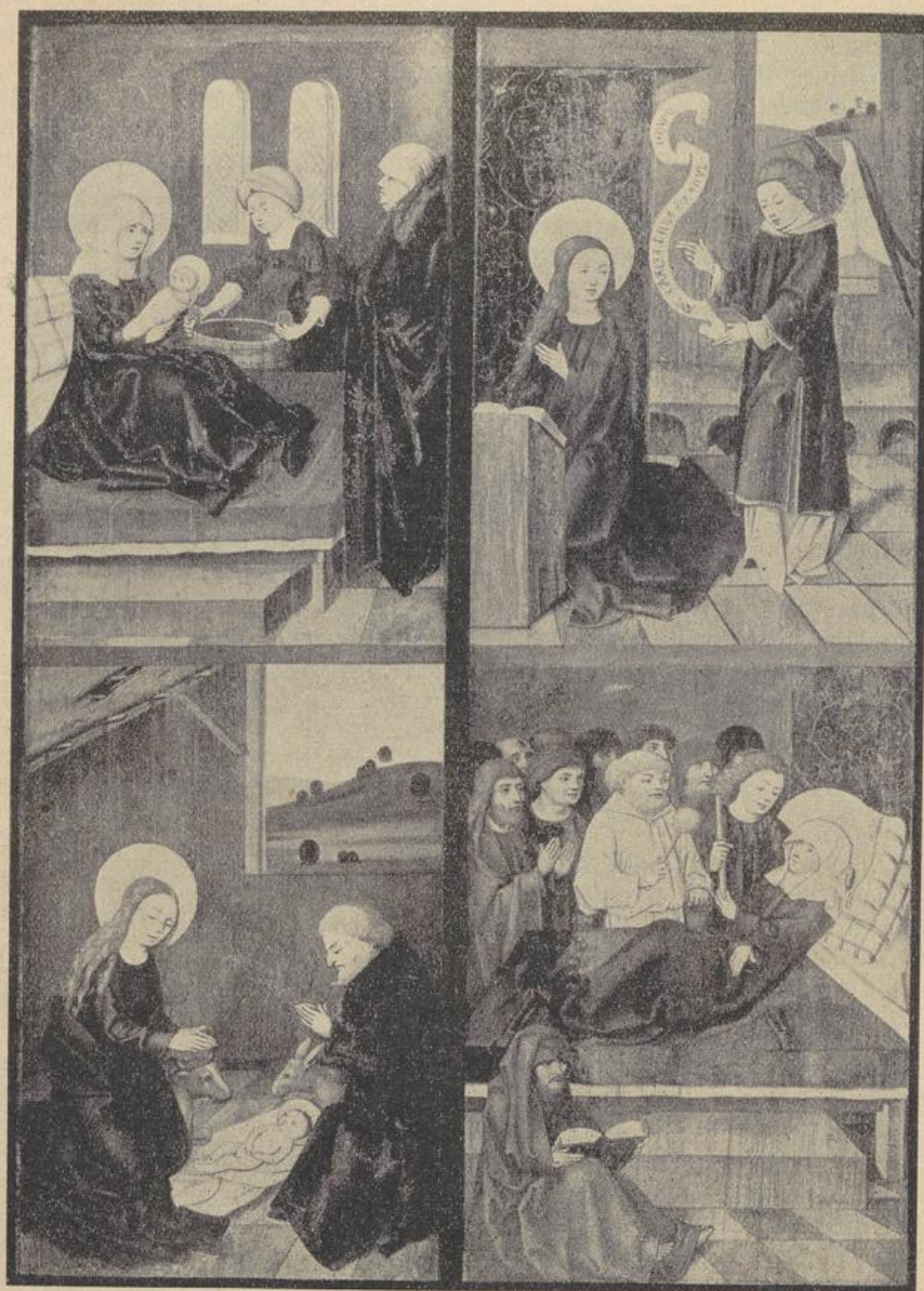
Welches wird das Ziel dieser eben begonnenen Pilgerreise sein? Denn der Mensch ist ein Wanderer, der seinen Weg verfehlen und in den Abgrund stürzen kann. Das Kindlein kann einst sich selbst, aber auch andern verhängnisvoll werden. Es ist mit solcher Zärtlichkeit von Vater und Mutter aufgenommen worden; vielleicht wird es der große Kummer ihres Lebens. Sein unheilvoller Einfluß macht sich vielleicht weithin geltend, verdirbt Leib und Seele, Familien, Städte und Länder.

Alle die Gefahren und Schrecknisse, die im dunklen Schoß der Zukunft ruhen, sind tausend Ursachen zu Angst und Besorgnis. Sie mahnen selbst an ihren eigenen Ursprung, den Makel auf der jungen Seele, die ererbte Sünde.

Welch vollkommene Freude konnte dagegen den Tag durchsonnen, an dem dem frommen Paar Joachim und Anna das Töchterchen Maria geboren wurde. Die Seele dieses Kindes war frei von aller Schuld und erstrahlte im übernatürlichen Glanz der Gnade. Schon in der Wiege überstrahlte und überragte Maria die Seraphim an unendlicher Schönheit der Seele. Zur Mutter Gottes vorausbestimmt, wurde sie selbst vom zeitlichen Unglück verschont. Und die Vorsehung nahm sie besonders liebevoll unter ihre Führung und geleitete sie von der Fülle der Gnaden zur Fülle der Glorie. Für die übrigen Menschen und die ganze Welt bedeutet die Geburt Mariä das Vorspiel zur Geburt der einzig wahren Freude der Welt, des Messias, der gekommen ist, um die Sünde, die Quelle alles Übels, zu vernichten.

Maria ist nicht nur die Morgenröte, die den Tag ankündigt. Ihre Liebe und ihre Macht werden die Menschen dazu führen, vom Lichte Gebrauch zu machen.

Die heiligen Eltern kannten zwar nicht die Einzelheiten des zukünftigen Lebens ihres Kindleins; aber sie freuten sich doch der Geburt ihrer geliebten Tochter, die Gott ihnen nach langjährigem und innigem Flehen geschenkt hatte und die von unendlichem Liebreiz war dem Abglanz ihrer gnadenvollen Seele. Ihr Glück übertraf vielleicht noch seine äußere Ursache.



Aus dem Leben Mariens

Würzburger Meister um 1480

Vielleicht schenkte ihnen Gott noch süßere verborgene Freuden, die er niemandem offenbarte.

Die Welt in Unkenntnis der Freude

Die frommen Eltern des Kindleins Maria kannten nur unvollkommen



Aus dem Leben Mariens

Würzburger Meister um 1480

Die Ursachen ihrer Freude. Die Welt wußte überhaupt nichts davon. Sie feierte in lärmenden Festen, gar oft in grausamen Spielen, die Geburt eines Prinzen oder eines Großen dieser Erde, ging aber an der Wiege ihrer Herrin achtlos vorbei.

Arme Welt! Betrügerin und Betrogene! Ist sie es denn wirklich wert,



Mariannhiller Neupriester fahrtbereit nach Übersee
Abschied vom Priesterseminar

Photo: P. Willchad, Würzburg

daß man so viel Gewicht auf ihre Urteile legt, in die man sich oft verirrt?

In hundert Fällen wird dieselbe Sache, dieselbe Tat öffentlich gerühmt oder mit Stillschweigen übergangen, je nachdem die Person in Ansehen und Gunst steht, je nach dem Licht, in das die zufälligen Begleitumstände sie rücken. Das ist für unsere Eitelkeit immer ein Anlaß zu kleinen Sorgen, Berechnungen, Fehlschlüssen und Enttäuschungen. Seien wir nobel, frei und großherzig! Bewahren wir uns die Unabhängigkeit und Rechtlichkeit eines einfachen Herzens, das nicht vor der Gelegenheit sich geschäftig hervortut, nachher verärgert abseits steht.

Unser inniger Anteil an der Freude

Zu ihrem eigenen Unglück wußte die Welt nichts von der Geburt Mariä.

Wir wollen uns bewußt werden, daß Maria geistigerweise in den Herzen geboren wird, die durch zarte und aufrichtige Liebe und Verehrung ihre Güte in sich herniederziehen, und daß wir uns sehr zu Recht einer solchen Geburt freuen.

Sie wird zu einem glücklichen Ereignis durch das Gefühl, das sie in uns

erweckt; denn sie weitet das Herz und erfüllt es mit Trost, wahrer Freude und großem Vertrauen; durch die Frucht, die sie hervorbringt, die Frucht der Befehrung und der Heiligkeit.

Maria verkündet und bringt den Erlöser Jesus Christus.

Seien wir darum sehr bedacht, eine kindliche Verehrung zur allerjeligsten Jungfrau Maria zu hegen und zu pflegen. Diese Verehrung muß echt, das heißt auf ihren wahren Beweggrund aufgebaut sein. Halten wir uns darum diesen stets vor Augen und bemühen wir uns, immer tiefer in ihn einzudringen. Die Verehrung muß aber auch lebendig sein, das heißt, sich mit Eifer betätigen.

Dann werden wir einmal in glücklicheren Tagen, als die unseres irdischen Daseins es sind, wiederholen können, was wir hier auf Erden schon sagen: „Deine Geburt, o Maria, hat der Welt Freude verkündet.“ — d —

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Grundsteinlegung in Namaqualand

Im Land der Steine, Sandhügel und dünnen Steppe war „aller Anfang schwerer“ als irgendsonstwo in Südafrika. Namaqualand ist zwar reich an Mineralien und Edelmetallein, doch mehr als arm an Lebensmöglichkeiten für Mensch und Tier. — In dieser Sandwüste versuchte Ende der Siebzigerjahre ein Pater Godel von der Rhoner Missionsgesellschaft den Beginn einer katholischen Niederlassung in der Nähe von Springbock. Seine Bemühungen hatten fast keinen Erfolg. 1881 riet ihm Mr. Hayes, ein Irländer, der sich im Buschmannslande ein Heim gegründet hatte, die Erwerbung des Landstriches Pella. Hier hatte bereits ein andersgläubiger Missionar sein Glück versucht, verzweifelte indessen an der unwirtlichen Gegend und verließ das Land. P. Godel sicherte den Ankauf und rang um seine Existenz bis 1882, wo auch er nach Frankreich zurückkehrte . . .

Nun verblieb die Missionsaufgabe des ungeheuren Gebietes dem Bischof von Kapstadt. Noch im gleichen Jahre (1882) reiste der seeleneifrige Bischof Leonard nach Europa und gewann zu Trohes in Frankreich die Oblaten des hl. Franz von Sales für das apostolische Werk in Namaqualand. Diese Genossenschaft entsandte drei junge Priester in die Neugründung von Pella. Die Strapazen und Schwierigkeiten waren jedoch so groß, daß zwei von ihnen den Mut verloren und den — heiligmäßigen Pionier und späteren Bischof — P. Simon allein in der Wildnis zurückließen.

Als Ersatz kamen nach einiger Zeit die PP. Becoulet und Wolf, die mit P. Simon unerschütterlich aushielten und den Grund zum jetzt blühenden Missionswerke legten. Diese Drei waren selbst ein Grundstein der katholischen Sache in Namaqualand. Sie erbauten die prächtige Kathedrale von Pella, ohne gelernte Bauleute gewesen zu sein. Jeder Besucher staunt über die Leistung in solchem Lande und unter den damaligen Verhältnissen. Dabei mußten die Kirchenerbauer ihren religiösen Verpflichtungen und der Seelsorge obliegen. Unglaubliches hatten sie in den ersten Jahren durchzumachen. P. Simon kochte ihre Mahlzeiten für eine ganze Woche im eisernen Kessel. Aus diesem entnahmen sie täglich ihre Portion Porridge,

der natürlich bald sauer wurde; denn unverderbliches Manna regnete es nicht auf die Auserwählten in dieser Wüste! Viele Entbehrungen bereitete auch der Wassermangel.

Als die Steinmauern der Kathedrale fertig dastanden, gab es nicht geringe Schwierigkeiten mit dem Aufstellen des Dachstuhles und Eindecken des Neubaus. Unser deutscher Landsmann, P. Wolf, sprang buchstäblich in die Bresche und mit erstaunlicher Behendigkeit und Sicherheit von Sparren zu Sparren, bis alles vollendet war. Die Untenstehenden waren oft genug in Angst und Bangen um sein Leben. Gewöhnlich arbeiteten die drei Priester-Handwerker von früh 3 Uhr ab bis gegen Mittag, wo die unerträgliche Hitze sie verscheuchte. Sie führten auch den Turm bis zur Spitze und sorgten für klangvolle Glocken und die gewichtige Turmuhr.

Bischof Leonhard besuchte mit Dr. Münkenberg 1884 die werdende Bella-Mission. Die Tour von Kapstadt im zweiseitigen Spider, endlose Meilen durch weg- und wasserlose Sandsteppen, bedeutete keine Kleinigkeit. 1895 machte auch Bischof Keeneh die gleiche Strecke, um die nach unglaublichen Mühen und Opfern fertiggestellte Kathedrale von Bella einzuweihe. Es war am hohen Festtage der Aufnahme Mariens. P. Wolf wurde 1897 von Bischof Keeneh in der St. Marij's Kathedrale von Kapstadt zum Priester geweiht. Lange Jahrzehnte durfte er dem Missionswerke dienen.

P. Simon, der spätere Apostolische Vikar von Namaqualand, schuf mit der Zeit ein kleines Paradies in der Einöde. Er grub Brunnen, legte Gärten und Pflanzungen an. Es wurden Schulen und Konvente hergestellt und ringsum, materiell und geistig, „das Angesicht der Erde erneuert.“ Unweit Bella steht im Dorfe Befadder eine schöne Kirche, welche ein geborener Südafrikaner, P. Thünemann, verwaltet. 50 Meilen nordwärts nach einer Wüstentour durch massige Felsen kommt man zur bedeutenden Mission Onseepkaans, welcher der Vikar-Delegat, P. Eich, vorsteht. Hier ist ein Brüdernoviziat für die Oblaten des hl. Franz von Sales eingerichtet. Die schönen Anlagen werden vom Orange-Fluß bewässert. Im prachtvollen Flußthale befindet sich auch ein Schwesternkonvent mit ausgezeichnete Schule. Nach langer Fahrt durch öde Flächen und Felsen, ist der Anblick dieser von der katholischen Mission geschaffenen blühenden Gegend eine doppelt erquickende Überraschung. Es ist der sichtbar gewordene Segen unserer Kirche und des unermüdlichen „Ora et labora!“

Von Onseepkaans gelangen wir in südlicher Richtung nach Kaimoes, der Residenz des jetzigen Bischofs im Orange-River-Vikariat, Erzellenz D. Jages. Wir passieren Upington, das an Bedeutung ständig wachsende „Tor von Südwestafrika.“ Wenige Meilen von dieser Stadt ragt auf mächtigem Hügel ein großes Kreuz, das Wahrzeichen der katholischen Mission von Matjesklee, im breiten Tale am Fuß des Berges. Hier wirken die PP. Giradet und Hudson, ehemals in Bella tätig. Wohleingerichtete Schulen und das Noviziat der Oblatenschwestern zählen zur blühenden Gründung.

P. Giradet ist stets am Bauen, Erweitern und Verschönern dieser wichtigen Station. Sein Confrater aber ist mit seinem — Eselsgeßpann gewöhnlich auf Reisen, um seine weißen und farbigen Schäflein in ihren zerstreuten Pondoekies auf weitem Plan zu pastorieren. Father Hudson war ehemals protestantischer Magistrat von Springbok. Durch den Eifer der Missionare wurde er Katholik, Priester und Oblatenmissionar.

Wenige Meilen von dieser Gegend liegt das Städtchen Dokiep mit einst blühender katholischer Mission. Seit Lahmlegung der Kupferminen steht die Schule halb leer. Father Metendier hofft indessen auf Wiederbelebung der Minen und der Mission. In Rietpoort konnte Father Cornelius van't Westeinde auf Verlangen der ansässigen Katholiken eine Mission eröffnen und war seit 1913 dort tätig. Nach Fertigstellung der Schule und Kirche begann aber der Trubel. Die auf seinen Erfolg neidischen Predikanten wollten den eifrigen Missionar hinauswerfen und führten Klage beim Magistrat. Es konnte indessen nachgewiesen werden, daß der katholische Priester hier Taufen gespendet hatte, bevor die Predikanten auf dem Feld erschienen. Father Cornelius hatte bis heute guten Fortschritt zu verzeichnen und konnte seinen entfernten Außenposten durch eine Kette von Zwischenstationen mit Matjeskloof verbinden. In Bitterfontein, Steefraal, Melsblei, Series und Kamieskroon stehen katholische Schulen und in allen wird regelmäßig von Zeit zu Zeit die hl. Messe gefeiert. In Rietpoort wird bald eine würdige Kirche den provisorischen Bau ersetzen. Noch eine Reihe anderer Gründungen sind im Werden und Wachsen.

So weit der kurze Überblick über Katholisch-Namaqualand und die Missionsarbeit der Oblaten des hl. Franz von Sales. Seit ihrer Einführung durch Bischof Leonhard wirkten sie mit unermüdlichem Fleiß, angefeuert durch den Eifer und die unerschütterliche Ausdauer von Bischof Simon, einem der größten Missionare, die jemals an der südafrikanischen Küste landeten.

Nachdem Katholisch-Südafrika sich seit 1923 der einheitlichen Oberleitung eines Apostolischen Delegaten erfreut, wurden die Erfolge in den letzten 14 Jahren vervielfältigt. Die 24 Vikariate und Präfecturen zeigen ein wahrhaft katholisches Bild. Da wirken und arbeiten ebenso viele altehrwürdige Orden und neuere Kongregationen der Kirche in gesegneter Eintracht. Eine noch größere Zahl der verschiedensten Schwesterngenossenschaften



Professablegung eingeborener Brüder
durch Excellenz Bischof Adalbero Fleischer CMM.

Photo: Mariannhill Mission



P. Bertram im Kreise seiner Angehörigen
am Tage seiner Primiz

Photo: P. B. Sirch

ten widmen sich in allen Teilen des Landes dem gleichen heiligen Werke. Nahezu 700 Priester, ebensoviele Brüder und gegen 4000 Schwestern teilen sich in der herrlichen Aufgabe der Ausbreitung des Reiches Christi im afrikanischen Süden. Von Kapstadt bis weit über den Sambesi hinaus erstreckt sich nun das angebaute Missionsfeld. Die halbe Million Katholiken bildet ziemlich genau den zwanzigsten Teil der Gesamtbevölkerung, soweit sie von der jüngsten Volkszählung festgestellt ist. Neunzehn Teile verbleiben also noch dem Missionseifer der Zukunft und die Einwohnerzahl des Landes wächst von Jahr zu Jahr bedeutend.

Seit einem halben Jahrhundert nahm auch der deutsche Anteil an der Missionierung Südafrikas beständig zu. Mariannhill machte den Anfang in mehreren Apostolischen Vikariaten, die heute mit Bischöfen deutscher Nationalität besetzt sind. Viele unserer Bergheimnichterleser haben mitgewirkt, daß es ein katholisches Südafrika im heutigen Ausmaße gibt. Ihre Gebete, Opfer und Almosen wurden reichlich gesegnet. Wie viele Familien gaben in edler Missionsbegeisterung ihre Söhne und Töchter für das apostolische Werk im deutschen Anteile hin. So wurden sie Mitbegründer des Reiches Christi im fernsten Afrika und feiern das Hundert-Jahr-Jubiläum aus ganzer Seele mit. Dank und Freude erfüllt das Herz der katholischen Südländer und ihre durch den heiligen Glauben verbundenen Wohltäter im Norden. Aus beiden Kontinenten, von mehreren Rassen, von vielen Nationalitäten und in eben so vielen Sprachen steigt das einstimmige Te Deum der diesjährigen Jubelfeier zum Himmel empor. Die Zungen Europas klingen mit den Lauten der Bantusprachen zusammen in Afrika:

„Lobet den Herrn alle Völker, preiset Ihn, alle Nationen, denn wir alle erfahren Seine Barmherzigkeit und die Wahrheit des Herrn besteht in alle Ewigkeit!“ — Amen.

(Fortsetzung folgt)

Ein glückliches Leben und seliges Sterben für Christus und in Christus

Ehrw. Br. Roland Weidhofer C. M. M. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Vor mir liegt ein Brief. Er beginnt mit den Worten: München, den 30. Juni 1938. — Schon am 1. Juli hielt ich diesen Brief in meinen Händen. Die Schrift war mir sehr gut bekannt. Mit frohem Herzen erbrach ich das Schreiben und hatte meine helle Freude daran. Ein strammer Soldat schrieb mir. Und diesen Soldaten, Ludwig Weidhofer, gebürtig aus Monheim in Bayern, kannte ich sehr gut. Im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen (Schwaben) habe ich den idealen und gottbegeisterten jungen Mann kennen gelernt. Dort war ich zwei Jahre sein Novizenmeister und darauf sein Superior gewesen. Dort sah ich den musterhaften Missionsbruder beten und arbeiten und nach den schönsten und höchsten Tugenden streben. Dort war mir das große Glück beschieden, einer edlen und großmütigen Seele beizustehen, dem herrlichsten und erstrebbarsten Ideal — Christus — immer näher zu kommen und ähnlicher zu werden. Bruder Roland, so hieß der Soldat Ludwig Weidhofer mit seinem Klosternamen, war aber nicht nur ein musterhafter und treuer Ordensmann, sondern auch ein vorbildlicher und opfermutiger Soldat.

Am 5. November vorigen Jahres wurde er zum aktiven Wehrdienst nach München einberufen. Seiner Arbeitsdienstpflicht hatte er kurz vorher Genüge geleistet. — In München diente er nun als Funker freudig dem Vaterland. Seine Soldaten-Uniform trug er mit ebenso großer Freude und mit ebenso berechtigtem Stolz, womit er vorher das Ordenskleid der Mariannhiller Missionare getragen hatte. Der Missionsbruder hat sein Ordenskleid immer in Ehren getragen, er wollte auch im Dienste des Vaterlandes den Soldatenrock in Ehren tragen. Und



Br. Roland Weidhofer im Ordenskleid.
Lange Jahre hat er das Vergißmeinnicht gedruckt
Photo: Mariannhiller Mission

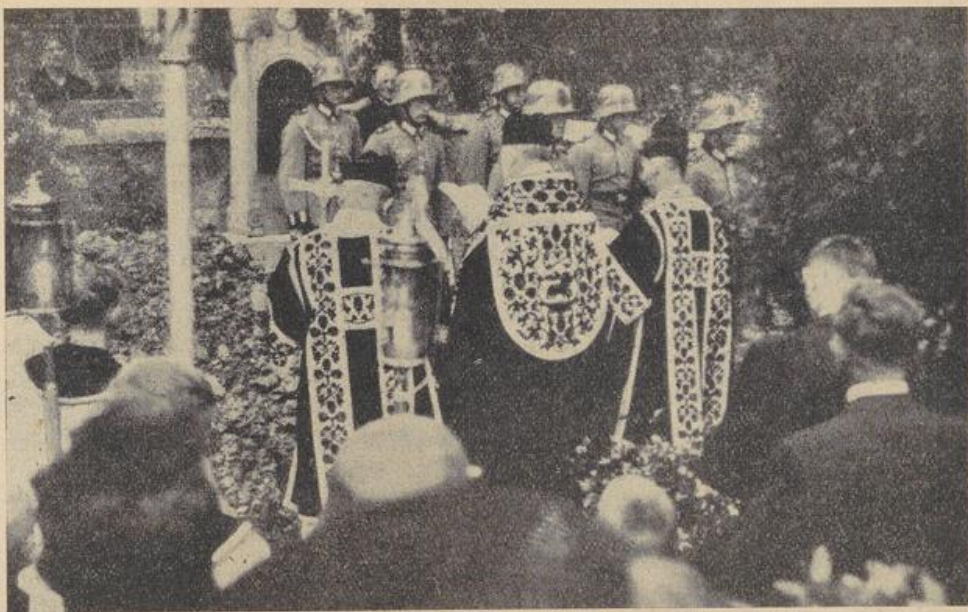
ich bin stolz es schreiben zu dürfen: Bruder Roland war ein strammer und guter Soldat. — Auf Pfingsten hat er mir von München aus in der deutschen Ostmark noch einen Besuch abgestattet. Er wußte es nur zu gut, daß er mir, dem alten Feldsoldaten, damit eine große Freude bereiten konnte. Noch heute denke ich mit Freude an diesen Besuch. Wir verlebten kameradschaftlich viele schöne Stunden miteinander. Das Missionshaus Maria-Anna-Höhe bei Gallneukirchen in Oberösterreich, wohin ich inzwischen von Reimlingen aus versetzt worden bin, liegt ja auch in einer reizvollen und wunderbaren Gegend. Kein Wunder, daß der Besucher öfter zu mir sagte: „Ich komme bald wieder!“ Doch — er kam nicht wieder! — Der Herr über Leben und Tod hat es anders gewollt. Am 1. Juli, an dem Tage also, an dem ich seinen am 30. Juni geschriebenen Brief erhielt, ist der brave Soldat infolge eines Dienstunfalles im Lazarett in München gestorben. Eine halbe Stunde vor dem Tode erlangte der Unglückliche noch einmal das schon entschundene Bewußtsein und konnte in dieser Zeit die hl. Beichte, die hl. Wegzehrung und die letzte

Ölung empfangen. Dann ging er heim zu seinem Gott, zu Christus seinem König, den er in seinem Leben so innig geliebt und dem er mit seiner ganzen jugendlichen Begeisterung in aller Treue gedient hat . . .

Am 2. Juli wurde ich von Reimlingen aus durch ein Telegramm vom Tode des wahrhaft musterhaften Ordensmannes und guten Soldaten benachrichtigt. Das war eine schmerzliche Botschaft und ein trauriger Abschluß meines Namenstages, dessentwegen mir der teure Verstorbene am 30. Juni den Gratulationsbrief geschrieben hatte. Noch immer kommt mir alles so unglaublich vor. — Da liegt sein Brief vor mir. In diesen Zeilen tritt mir noch einmal der wahre Br. Roland entgegen, mit seinem edlen Idealismus, mit seiner glühenden Christusliebe, mit seiner tie-



Br. Roland in Pfingsturlaub bei seinen Mitbrüdern
Photo: Mariannhiller Mission



Letzte Ehre am 6. Juli 1938 auf dem Friedhof zu Monheim
Photo: Mariannhiller Mission

fen Berufsauffassung, mit seinem feurigen Apostelherzen. — Mit ehrfurchtsvoller Scheu nehme ich den Brief und lese mit feuchten Augen:

„Hochw. H. P. Otto!

Gott zum Gruß!

Zu ihrem hohen Namensfest sende ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche. Mögen Sie noch recht viele Jahre arbeiten und wirken für unsern Herrn und König Jesus Christus, auf daß in recht viele Seelen Glück und wahrer Frieden einföhre. Der Dienst unter Christi Banner ist ein herrlicher und ehrenvoller Dienst, wenn er auch von vielen verkannt wird. Ich erwarte mit Sehnsucht jenen Tag an dem ich wieder direkt arbeiten kann für das höchste und schönste Ideal — Christus...“ — Nach diesen Worten, würdig eines guten Soldaten Jesu Christi und des Vaterlandes, plaudert der gute Erzähler noch ein wenig über München, spricht von einem 25 jährigen Priesterjubiläum von vier Priestern im Liebfrauen-Dom und der Priesterweihe in München-Freising und vergißt auch nicht den Tag der Deutschen Kunst, wo er sich unter anderem auch nicht den Genuß entgehen lassen will, die Regensburger Domschützen anzuhören...

Mitten aus seinem jungen Leben, aus seinen Plänen und Zukunftshoffnungen hat der Soldatentod ihn herausgerissen. Der Tod hat den guten Br. Roland aber nicht unvorbereitet überrascht. Wie ein echter und treuer Soldat war er des Befehles des höchsten Kriegsherrn gewärtig und besiegelte sein ideales Leben als Ordensmann und Soldat mit einem ehrenvollen und schönen Tod. —

Die Beisetzung seines sterblichen Leibes in seiner Heimat Monheim nahm einen äußerst erhebenden Verlauf. Von München war eine ganze Kompanie Soldaten mit dem Hauptmann und einem Oberleutnant eingetroffen, die ihrem Kameraden, und vom Missionshaus in Reimlingen eine große

Anzahl von Patres und Brüdern erschienen, die ihrem Mitbruder den letzten Ehrendienst erweisen wollten. Auch eine Abordnung alter Frontkämpfer mit ihrer Fahne aus Monheim selbst und vielen Bewohnern des Städtchens erwiesen dem teuren Verstorbenen die letzte Ehre. Der Hochw. Herr Stadtpfarrer von Monheim, der ehemalige Seelsorger des so früh Dahingegangenen, fand in seiner ergreifenden Grabrede wahrhaft erhebende und trostreiche Worte für die große und in ihrer Zusammenfügung einzigartigen Trauerversammlung. — Wie während des Weltkrieges mancher Theologe und Ordensmann als braver und tapferer Soldat irgendwo im Feindesland unter Trommelwirbel und letzter Ehrenbezeugung der anwesenden Kameraden ins Grab versenkt wurde, so geschah es auch bei der Beerdigung des guten Bruders Roland. — Das Kommando des Offiziers hallte über den Friedhof hin, die Soldaten präsentierten das Gewehr, die Degen der Offiziere und die Fahnen senkten sich, der Tambour rührte dumpf die Trommel und langsam wurde der Sarg, bedeckt mit der Reichskriegsflagge, ins Grab hinabgelassen. Und nach den letzten Gebeten des Priesters ertönte erneut ein scharfes Kommando. Die Soldaten rissen ihre Gewehre hoch und verabschiedeten sich von ihrem Kameraden mit drei exakten Salven. Die trauernden Mitbrüder des Verstorbenen und die teuren Angehörigen aber traten ans offene Grab und gaben ihm entweder den letzten priesterlichen Segen oder besprengten unter Gebet den Sarg mit Weihwasser. — Darauf fand in der Stadtpfarrkirche der feierliche Seelengottesdienst für den lieben Verstorbenen statt. —

Für die tieftrauernde, aber doch wieder starke Soldatenmutter und all die lieben Angehörigen war es ein großer Trost, als ich ihnen nach dem Seelengottesdienst im Trauerhause den letzten Brief des lieben Sohnes und Bruders vorlesen und einige Photographien von seinem Pfingsturlaub im Missionshaus Maria-Anna-Höhe in Oberösterreich überreichen konnte. —

Eine letzte Überraschung hatte der liebe verstorbene Mitbruder und treue Kamerad aber mir selbst noch zugebracht. Als ich am Tage nach der Beerdigung wieder gut im Missionshaus Maria-Anna-Höhe eintraf, fand ich als allerletzten Gruß von ihm ein kleines Päckchen vor. Mit leise zitternden Fingern löste ich die Umhüllung und hatte dann ein zierliches Modell der Frauenkirche von München in Händen. Dieses letzte Namenstagsgeschenk aus der Hand des guten Mitbruders Roland werde ich mit seinem letzten Brief zeitlebens hoch in Ehren halten und alles wie eine Reliquie gut verwahren. Von meinem lieben Mitbruder, der in München gerne die Regensburger Domspäßen gehört hätte, glaube ich aber bestimmt, daß er schon bald im Himmelsdom mit einstimmen durfte in den unvergleichlichen Jubelgesang der Engel und Heiligen und daß er dort nun in seliger Wonne den schaut, den er auf Erden so innig geliebt und dem er so treu gedient hat — Jesus Christus, den König des Himmels und der Erde. —

„Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle anderen Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen.“

P. J. Hättenschwiler SJ.

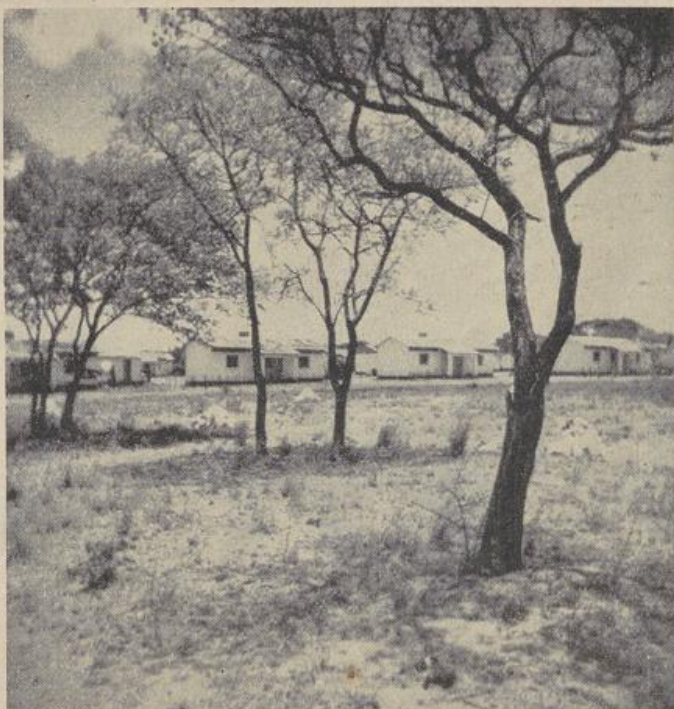
Das „schwarze Stadtviertel“ von Bulawayo

Mit Bildern von P. Willehad CMM.

Bulawayo nennt sich die Hauptstadt von Südrhodesia mit dem Sitz des Missionsbischofs Dr. Ignatius Arnoz CMM. Eine schöne gotische Kathedrale nennt er sein eigen. Vom Turm aus übersiehst Du die Stadt mit den vielen Neubauten, den breiten, geteerten Straßen und schattigen Parkanlagen. Weit draußen aber hat die Kolonialverwaltung ein eigenes Viertel für die Eingeborenen gebaut.

Der freundliche Kaplan der Stadtpfarrei, P. Andreas Bausentwein CMM., lädt uns zur Besichtigung ein. Der Bürgermeister, ein weißer Polizeibeamter, heißt uns in seinem Büro willkommen. „Der ist lustiger gekleidet!“ stellte ich mit einem Seufzer fest, als wir durch die Anlage schritten und die Sonne senkrecht auf unsere Häupter herniederbrannte. In geraden Zeilen stehen die blendend weiß getünchten Häuser da. Aus Beton sind sie gebaut und für eine oder zwei Familien bestimmt mit je zwei lustigen, hellen Zimmern und einer Küche. Die Wohnungseinrichtung bleibt dem freien Ermessen der Schwarzen selber überlassen. Die Regierung hat sogar eine Wasserleitung angelegt. Auf einem großen freien Platz in der Mitte der Reservation ist der öffentliche Brunnen. Dieses kühle, gesunde Wasser ist eine unbezahlbare Wohltat für die Schwarzen, die sonst gewohnt sind, das Wasser von irgend einem Fluß oder Bach in Tongefäßen auf dem Kopf herbeizuschleppen.

Die ganze Anlage ist noch neu. Wir finden deshalb auch nur wenige Gärten und Bäume. Doch zeigt uns der Beamte mit berechtigtem Stolz außerhalb der Reservation ein paar armselige Lehmhütten. Sie stehen ungeordnet und verwahrloft im Gestrüpp umher und gehören Schwarzen, die sich nicht dazu verstehen können, ins neue Dorf zu ziehen.



Blick auf das „schwarze Stadtviertel“ von Bulawayo,
Süd-Rhodesia

Photo: P. Willehad

„Wir wollen euch ermuntern, euern Eifer zum Heile der Heiden noch zu verdoppeln!“ (Papst Pius XI.).

Mariannhiller Missions = Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Der Gouverneur von Süd-Rhodesia besucht Mariannhiller Missionsstationen: Se. Excellenz, der Gouverneur von Süd-Rhodesia, Sir Herbert Stanley und seine Gemahlin statteten am Samstag, den 7. Mai dieses Jahres den beiden Mariannhiller Missionsstationen Embakve und Empanjeni im Apostolischen Vikariat Bulawayo einen offiziellen Besuch ab. Die beiden hohen Besucher und ihre Begleiter wurden vom Missionspersonal und den Eingeborenen-Christen aufs herzlichste empfangen. Die englische Zeitung „Bulawayo Chronicle“ schreibt über diesen bemerkenswerten Besuch folgendermaßen: „Der Empfang und die Begrüßung, die dem Gouverneur von Süd-Rhodesia, Sr. Excellenz Sir Herbert Stanley und Lady Stanley zuteil wurden, als ihr Wagen einige Minuten vor 12 Uhr mittags sich der Missionsstation Embakve näherte und durch einen prächtigen Triumphbogen in die Missionsstation einfuhr, war ohne Zweifel von großer Wärme und Herzlichkeit. Die Excellenzen wurden bei der Einfahrt zur Station von dem Hochwft. Herrn Bischof von Bulawayo, Dr. Ignatius Arnoux CMM. und dem Superior der Missionsstation, Hochw. P. Urban Staudacher CMM., begrüßt und von diesen zu ihren Sitzen unter einem mächtigen, schattenspendenden Baum, in dessen Nähe die Schulkinder Aufstellung genommen hatten, geleitet. Die Kinder machten in ihren sauberen, gleichmäßigen Kleidern einen sehr guten Eindruck. Sobald der Gouverneur



Gang durch das Eingeborenendorf von Bulawayo, Süd-Rhodesia

Photo: P. Willehad

und seine Gemahlin, sowie das Gefolge der hohen Besucher Platz genommen hatten, fangen die Kinder einen wirkungsvollen Willkommgruß, den eine der Missions-Schwester komponiert hatte. Darauf traten zwei ältere Mädchen zur Begrüßung vor. Das eine Mädchen las eine schöne und herzlich gehaltene Begrüßungsadresse vor, die sie darauf dem Gouverneur darreichte; das andere Mädchen übergab Lady Stanley einen herrlichen Blumenstrauß. Die Begrüßungs-Adresse war sozusagen eine Erinnerung an die Pergament - Male-

reien der mittelalterlichen Mönche und war das Werk einer der Schwestern des Ordens in England. — Unter dem Gefolge der hohen Besucher befanden sich unter anderen Sir James G. McDonald, Mr. Posselt, der Eingeborenen-Kommissar von Pluntree mit seiner Frau Gemahlin und Mr. A. E. Boyton, der Zivil-Kommissar von Bulawaho. In der Begrüßungsadresse wurde Sir James G. McDonald, der Kurator der Beit-Eisenbahn-Gesellschaft, der durch sein großes Interesse an der Erziehung der Eingeborenen und sein Eintreten für sie am meisten dazu beigetragen hatte, daß die Eisenbahngesellschaft zum Bau eines größeren Unterkunftshauses für die Schulkinder eine ansehnliche Summe beisteuerte, besonders erwähnt und mit herzlichen Dankesworten bedacht. Auch Se. Erzellenz, der Hochw. Herr Bischof Dr. Ignatius Arnoz, begrüßte den Gouverneur mit seiner Gemahlin und alle hohen Herren und Damen im Gefolge mit den herzlichsten Worten. Er wies darauf hin, daß es keine kleine Sache wäre, die weite und beschwerliche Reise von Salisbury bis nach Embakive zu machen, um da zwei neue Gebäude dem Gebrauch zu übergeben. Um so mehr müsse er und das gesamte Missionspersonal samt den Schulkindern den hohen Besuchern für ihr Interesse an der Arbeit der Missionare von Herzen danken. Dann sprach der Hochw. Herr Missionsbischof einige Worte über die Entwicklung und den Fortschritt der Missionsstation Embakive. Im Jahre 1930 haben die Mariannhiller Missionare das Missionsgebiet von Bulawaho übernommen. Noch 1932 waren nur 32 Kinder in der Schule. 1933 wurden es dann 50 und 1934 schon 60. Im Jahre 1935 stieg die Schülerzahl auf 76, 1936 und 1937 auf 117. Im laufenden Schuljahr besuchen schon 133 Kinder die Schule. — Nach weiteren Ausführungen des Missionsbischofs und hoffnungsvollen Hinweisen auf eine fernere gute Fortentwicklung der Station, ersuchte dieser den Gouverneur, das neuerbaute Unterkunftshaus für die Schulkinder feierlich zu eröffnen. — Nach den Worten des Missionsbischofs ergriff der hohe Besucher zuerst das Wort zu einer kurzen Rede. Zunächst dankte er den Kindern und dem Missionspersonal für den herzlichen Empfang, der ihm zuteil geworden war. Dann wies er darauf hin, daß das Werk, das in Embakive unter der Führung des Missionsbischofs von den Missionaren, von Priestern, Brüdern und Schwestern getan werde, ein Werk von allergrößter Wichtigkeit, sehr nötig und auch wert sei, getan zu werden. — Nachdem der Gouverneur die Schulkinder noch aufgefordert hatte, ihre Dankbarkeit dadurch zu zeigen, daß sie fleißig lernen, um einmal gute und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, erklärte er mit sichtlicher Freude das Gebäude für eröffnet. — Nach einer Besichtigung des Neubaus begab man sich zu dem ebenso erst kurz zuvor fertig gestellten Krankenhaus. Se. Erzellenz, der Hochw. Herr Bischof von Bulawaho, bat nach einem von Schulkindern gesungenen Lied die Gemahlin des Gouverneurs, Lady Stanley, das Krankenhaus zu eröffnen. Nach dieser Zeremonie machten die hohen Besucher einen Rundgang auf der Missionsstation und besichtigten mit größtem Interesse vor allem eine Handarbeitsausstellung der Schulkinder. — Schließlich wurde den Gästen im festlich geschmückten Speisesaal ein schmackhaftes Mahl serviert. Beim Abschied schenkten die hohen Besucher der Missionsstation ihr eigenes Bildnis in schönem Rahmen. — Von Embakive aus statteten die Erzellenzen auch noch der Nachbarmissionsstation Empandeni einen kurzen Besuch ab. Auch dort war der Empfang ein überaus herzlicher. Vor allem erregte eine Musikkapelle von strammen Schulbuben unter der Leitung eines Missionars die Beirun-

derung der Gäste. Wie in Embakive, so fand auch in Empandeni eine Begrüßung durch die Schulkinder statt. Ein kleiner Bub, ein Nachkomme des Königs Lobengula, las die Begrüßungsadresse und ein anderer Knabe erfreute Lady Stanley mit einem schönen Blumenstrauß. In seiner Erwiderungsansprache versicherte der Gouverneur seinen Zuhörern, daß der Gott der Weißen auch der Gott der Schwarzen ist, und weil er die Schwarzen ebenso liebe wie die Weißen, habe er ihnen die Missionare geschickt. Sie sollten nicht vergessen Gott für alles zu danken, was die Missionare und Schwestern von Empandeni für sie tun. Während auf der Veranda der Schule für die Besucher Tee serviert wurde, spielte die Musikkapelle flotte Weisen und die Schulkinder erfreuten die Gäste durch die Aufführung von Reigen und Volkstänzen. Vor der Abfahrt des Gouverneurs stellte sich noch der 107 Jahre alte Mkwelambile, ein Bruder des ehemaligen Königs vom Matabele-Land, des großen Herrschers Lobengula vor.“ —

Frisches Leben im Eingeborenen-Priesterseminar: Aus unserem Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal schrieb mir vor kurzem der Regens des Seminars, Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. unter anderem also: „Wir machen schon jetzt Vorbereitungen für unsere diesjährige Fronleichnamsprozession . . . Für dieses Jahr werden wir unsern Prozessionsweg verdoppeln. Unsere Studenten legen eine Allee an, die sich fast um unser ganzes Grundstück zieht. Sie glauben nicht, mit welcher Begeisterung die Kerle arbeiten, wenn man ihnen besondere Aufgaben gibt, wo sie ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit zeigen können. — Drei Studenten gab ich den Auftrag, für unsere liebe Frau ein Kapellchen zu bauen, und zwar ganz schlicht im Eingeborenen-Stil aus Lehm, Wattelstangen und Gras. Es ist eine Freude, die Burschen arbeiten zu sehen. Wir werden mit dem Kapellchen unsere Anlage verschönern . . . Solche Arbeiten sind für unsere Studenten sicher auch wichtige Erziehungsmittel . . . Vor kurzem erhielten wir von der Petrus-Claver-Gesellschaft einen schönen neuen Baldachin. Bisher hatten wir diesen immer leihen müssen. Unsere Kapelle konnten wir durch die Aufstellung einer würdigen Statue des heiligsten Herzens Jesu und der Mutter Gottes auch bedeutend verschönern. Die Maiandacht halten wir jeden Abend mit großer Feierlichkeit . . . In den nächsten Ferien werden wir in Melville (am Indischen Ozean) eine größere Baracke aufstellen. Sie soll als Ferienlager für unsere Studenten dienen und zugleich auch einem schon lange empfundenen Bedürfnis nach einem Raum für die dort immer zahlreicher werdenden schwarzen Christen abhelfen . . .“

Festliche Tage im Basutolande

Vor kurzem feierten die katholischen Missionare des Basutolandes das Jubiläum ihrer 75 jährigen Wirksamkeit unter dem wackeren Basutovolke. Nun beging es — am 11. April 1938 — mit großer Freude und allgemeinen Jubel den Gedenktag der vollendeten 25 Regierungsjahre seines katholischen Oberhauptes, Oberhauptideing Nathanael Griffith Lerotholi. Die südafrikanische Presse berichtet u. a.:

In prachtvoller Naturumgebung war zu Matsieng, unweit der königlichen Residenz Griffith's ein Altar aufgeschlagen. Hier zelebrierte ein Missionar in Gegenwart von Bischof Bonhomme, Apostolischer Vikar von Basutoland, und einer riesigen Volksmenge ein Hochamt zur Feier des Tages. Auf der linken Seite des Festaltars befand sich der Thron des Jubilar's und seiner katholischen Gemahlin, die beide während der Messe die hl. Kommunion empfangen. Der ganze Basutohochstaat umgab den Thron.



Marktplatz mit Brunnen
im Eingeborenendorf von Bulatwaho, Süd-Rhodesia
Photo: P. Willshab

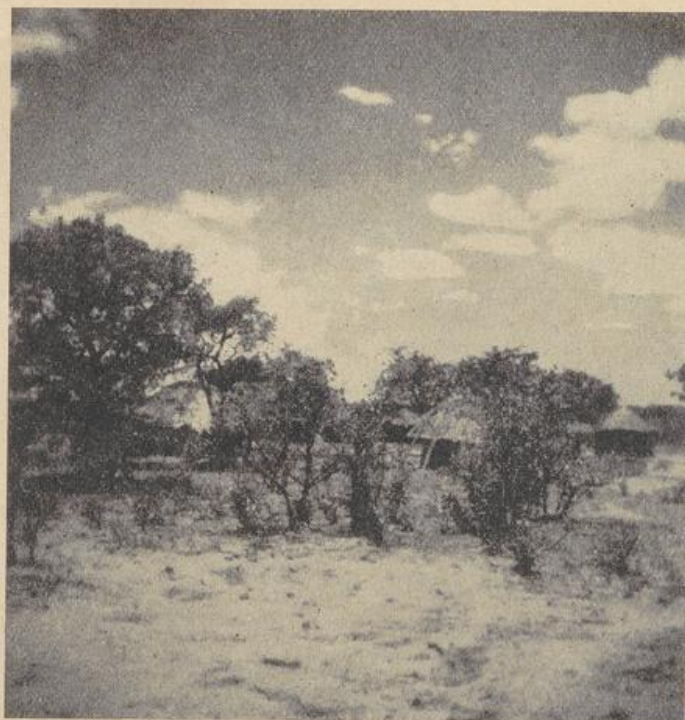
Der wohlgeschulte Chor der Seminaristen von Roma sang die Messe: „Te Deum laudamus!“ Die Festpredigt von Father Laydemant OMI. feierte im schönsten Gesuto die Verdienste der ausgezeichneten Regierung des Jubilar's, namentlich seitdem er den katholischen Glauben angenommen. Hervorgehoben wurde die große Liebe der ganzen Basutonation zu ihrem verehrten Oberhaupte. Ganz ähnlich klang auch die Ansprache des Bischofs nach den liturgischen Feierlichkeiten aus. Seine öffentliche, warme Gratulation namens aller Missionare und des Volkes erwiderte der Chlef mit tiefbewegten Dankesworten, die seine aufrichtige, katholische Gesinnung voll bestätigten. Der Jubilar war elegant gekleidet und mit dem vom Papst verliehenen Ehrenabzeichen der St. Sylvester-Ritter geschmückt.

Beim Festmahl und im Laufe des großen Tages gaben die Musiker des Eingeborenen-Seminars ihre schönsten instrumentalen Leistungen zum Besten. Für die Mehrzahl des versammelten Bergvolkes bedeutete das Hauptsache und Glanzpunkt vom Ganzen.

Zum öffentlichen Empfang waren viele weiße und schwarze Gäste erschienen. Die vielen Ansprachen und Glückwünsche beantwortete der Oberchlef mit herzlichen Dankesworten. Die ganze Jubiläumsfeier trug echt familiären Charakter und festigte offensichtlich das ideale Band und Verhältnis zwischen Volk und Regierung dieses glücklichen Landes.

Als Geschenk überreichte der Bischof dem Jubilar eine prächtige rote Plüschdecke. Die Maristenbrüder und andere Gruppen hatten ebenfalls eine Festgabe. Mr. Bartholomäus Jobo und Mr. A. Matara präsentierten eine meisterhafte Adresse und „Lithoko.“ Allgemein war Griffith als würdiger Regent und eifriger Katholik gefeiert.

Am folgenden Tage, 12. April, erwirkte ein persönlicher Freund des



Negerhütten außerhalb des Eingeborenendorfes
in Bulatwaho

Photo: P. Willehad

Seminars, Chief Sufu, noch einen besonderen Empfang in der königlichen Residenz. Sie durften dem hohen Jubilar ein Extrakonzert bieten und eröffneten es mit dem Gesang: „O Lesotho.“ Es folgten drei Stücke der Instrumentalmusik. Sodann intonierte der Sazilienchor: „Marena a matholo a Lesotho“ ein lebhaftes, historisches Gesangstück, worin die Vorfahren des Landesherrn gefeiert werden. Diese Leistung war von Rev. E. Mabathoana eigens für die Festtage verfaßt.

Es folgten sogar Gefänge in Latein und Französisch. Der

Schluß war: „Es lebe unser Führer Nathanael! Die europäischen und afrikanischen Zuhörer staunten über die Fertigkeit der Basuto-Studenten in ihrer neuen gefälligen Tracht.

Lehrer Peter Lephoto trug dem Jubilar die guten Wünsche des Seminars vor und erhielt freundliche Dankesworte. Einige flotte Stücke der Blechmusik bildeten den Abschluß. Chief Sekhunhana drückte im Namen Griffiths dem wohldisziplinierten Chor besondere Anerkennung aus. Dieses Konzert sei ein schlagender Beweis vom Fortschritte der Schule und Volksentwicklung unter der wohlthätigen Führung der Missionare.

Nochmals erhob sich der gefeierte Jubilar und konnte in 25 Minuten langer Aussprache nicht genug seine tiefempfundene Dankbarkeit zu erkennen geben für alles, was die katholische Kirche ihm, seinem Lande und Volke Gutes gebracht.

Ein Bericht über die festlichen Tage schließt trefflich: Während europäische und asiatische Völker endlose Kriege führen und die halbe Welt durch politische Mißgriffe und Eifersucht niemals zur Ruhe kommt, genießt das Basutovolk unter dem treu-katholischen Oberhaupte den schönsten Frieden, denn mit ihm betet es, fürchtet und dient es Gott im Paradiese der wahren, heiligen Religion!

„Kein Katholik, der mit Verständnis und gutem Willen das Gebet betet, das Christus uns gelehrt, darf und kann seine Missionspflicht vernachlässigen.“

Neugründung im Hochgebirge

Die südafrikanische Bergwelt und die Eigenart der Hügellandschaften mit ihren besonderen Eindrücken auf des Nordländers Gemüt, wurden in diesen schlichten Beiträgen zur Missionsliteratur wiederholt geschildert. Die bisher besuchten sieben „Missionsforts“ liegen jedoch im Küstengebiet und Mittellande. Heute wollen wir einige Staffeln höher steigen bis ins eigentliche Hochgebirge.

Letzteres kann sich allerdings nicht mit den gewaltigen Bergriesen Ostafrikas messen oder sich neben den schneebedeckten Firn des Kilimandscharo stellen, aber die bis zu 10 000 und 12 000 Fuß aufragenden Höhen der Drakensberge bilden immerhin ein Hochgebirge. Eine wildzerklüftete Flanke desselben türmt sich als Grenze zwischen der kleinsten Provinz der South-Africa-Union und Basutoland auf. Hier, in der nordwestlichsten Ecke von Natal und dem Mariannhill-Bikariate liegt nun die Gegend unserer beiden neuen Außenposten, die wir besuchen. Nach dem achten und neunten Apostel mögen sie St. Bartholomäus und St. Simon benannt sein.

Im hochliegenden Quellengebiet des Umkomaziflusses, auf und zwischen den Ausläufern der eigentlichen Hochgebirgskette der Drakensberge wohnen mehrere Zweigstämme der Zulus und Basutos. Manche von ihnen waren durch die Basutomission der Oblaten schon mit dem Christentume in Berührung getreten. Eine Anzahl von Männern und Burschen suchten und fanden vor schon bald 50 Jahren Arbeit in der Mariannhiller Poleslamission. Mehrere wurden getauft und zogen in ihre 7—12 Stunden entfernte Heimat zurück. Hier bildeten sich katholische Familien, die aber nur an Hauptfesten des Kirchenjahres die Mission besuchen konnten. Auch dem Missionar waren solche weite Touren selten möglich. In der Behausung eines braven Mosuto feierte er zuweilen die hl. Messe, spendete den Christen die heiligen Sakramente und gab Heiden und Andersgläubigen Katechese. So wuchs die kleine Herde heran und machte die Neugründung eines Außenpostens notwendig. Man errichtete aus Rasenschollen und Blech einige primitive Wohnungen für den Lehrer, Katecheten und einige Duzend Schulkinder. Mit der Zeit kam sogar ein Kirchlein nach europäischer Bauart aus Holz und Blech mit einem Dachreiter als Türmchen hinzu. Der Missionar bewohnte ein enges Zimmerchen hinter dem kleinen Altar. Ein Bruder teilte seine Einsamkeit und besorgte die provisorische Küche, ein Gärtchen und sonstige Handarbeiten. Die Beiden fühlten sich bei aller Armut glücklich in ihrer entlegenen Mission unter den einfachen und gutmütigen Hochgebirglern.

Der Anfang von St. Bartel war also gemacht — wenn auch ohne Noß denn im rauhen Klima brauchen Fruchtbäumchen viele Jahre, bis sie guten Stoff liefern. Manches andere aber fand sich allmählich ein. So spendierten liebe Missionsfreunde eine klangvolle Glocke, Kreuzwegstationen und ein schönes Altarbild. Sogar ein kleines Harmonium fand den Weg in die weltferne Neugründung und ein Schwarzer übte schon fleißig an den Tasten. Die Gemeinde war bis über 100 Köpfe gestiegen; bei größeren Feierlichkeiten waren es fast 200 und mehr. Eines aber fehlte immer noch: eine brauchbare Wohnung für das Missionspersonal. Endlich konnte das nötige Material hierzu beschafft werden zum „Ausbau des Bartelforts im Hochgebirge“.

Bis dahin hatte ich den äußersten Vorpostenplatz des Bikatrates noch

nie gesehen. Mit dem ersten Frühlingssturme kam nun urplötzlich der Auftrag, den Missionar in sein Hochrevier zu begleiten — als Nothelfer der Obdachlosen! Es war in den ersten Septembertagen, wo die südafrikanische Landschaft im Aschenkleide der abgebrannten Weideflächen am unschönsten aussieht. Schwarz wie die Eingeborenen und buchstäblich greulich liegen die Schluchten und Täler vor dem Auge, starren die Berge und Hügel ringsum. Die Spätwintergarnitur Südafrikas bietet wirklich einen traurigen Anblick im rauhen Hochlande. Da ist der weiße Mantel des General Frost in Europa doch viel angenehmer. Und wenn er die Schneehülle abgelegt, hat Mutter Natur schon für ein prachtvolles Unterkleid gesorgt. Der rasche Wechsel vom blendenden Weiß zum jungen Grün macht ganz anderen Effekt. Hierzulande braucht der Frühlingsseinzug viele Tage — und wenn es nicht regnet — Wochen und Monate. An der Sonne fehlt es nicht. Die ist gewöhnlich allzu freigebig mit ihrem Brennstoff. Hingegen flieht das nasse Element so oft das ganze Land südlich vom Sambesi und läßt namentlich die hochliegenden Partien verschmachten — nicht selten bis in den Oktober und November hinein. Bloß die Urwälder und Baumanlagen bilden dann in der Aschen- und Staubwüste einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge des Reisenden.

Die sieben Reitstunden von der Hauptmission zur Neugründung waren somit um diese Zeit kein Vergnügen. Bald ging die September-Morgenkühle in richtige Mittagsglut über. Auf der öden Landstraße wirbelte der Nordwind Staubmassen auf, mit schwarzer Asche von links und rechts vermischt. Die Hautfarbe der beiden Weißen unterschied sich bald nicht mehr viel vom Naturdunkel der Eingeborenen. Doch der Missionar und sein Nothelfer setzten ihren Weg durch Farmen, dürre Felder und kahlgebrannte Weidegründe fort. Auf und ab ging es über Hügel und Berge, Täler und Schluchten, Bäche und Flüsse. Dann in die Ausläufer des Hochgebirges, höher und höher hinauf. Im anfänglichen Farmergebiet mußten nicht wenige Stacheldrahtzäune passiert werden. Fast jedesmal heißt es da absteigen um das Gitter zu öffnen und zu schließen. Wer es offen stehen läßt, kann mit empfindlicher Geldbuße bestraft werden.

Im eigentlichen Hochrevier aber hörten damals die Farmen und Zäune auf. Voran in die unermessliche Freiheit der Bergwelt! Da oben gab es auch kühlere Luft und frische Quellen. Nach 4 stündigem Ritt setzten wir uns an ein klares Wässerehen und stärkten uns mit dem Inhalt der kleinen Provianttasche. Für die Pferde gab es freilich nur halbstündige Erleichterung vom Satteldruck, denn Mutter Grün hat um diese Jahreszeit noch kein Futter für sie bereit; sie müssen sich mit einigen spärlichen Grasspielen und Amanzi (Wasser) begnügen. Darum geht der nachmittägliche Ritt freilich auch langsamer voran. Steil und steiler wird der Weg — aber auch die prächtige Fernsicht immer großartiger. Heute herrschen ja keine Nebel und Wolken, sondern nur die Sonne am südafrikanischen Himmel.

Nun geht es wieder eine Strecke abwärts und wir sind am rauschenden Gebirgsbache, der im Sommer reißende Fluten wälzt, jetzt aber gemächlich zu überqueren ist. Allerdings liegen in diesem Flußbette auffallend viele runde „holders“ wie Köpfe und Kürbisse so groß in einer Menge, wie ich sie in keinem anderen Flusse jemals angetroffen. Das Pferd hat Mühe, ein Plätzchen für den Huf zu finden im niederen, klaren Wasserstand. Wie mag es bei schlammigen Hochwasser durchkommen? Dazu macht der große Bach in dieser Gegend so viele Windungen, daß man ihn mehreremal übersehen muß. In gerader Linie reiten wir dem hohen Ziele entgegen. Vor uns steigt

die gewaltige Felsenmauer auf, die wir vor Stunden schon aus der Ferne gesehen und in deren Schatten unser Missionsfort liegt. Es geht wieder steil aufwärts; Pferd und Reiter sind ermüdet und bald neigt sich die Sonne zum Untergange. Da schwebt auf einmal ein — eisernes Kreuz in der blauen Luft, es verlängert sich zum Türmchen und darunter das Blechdach des St. Bartholomäuskirchleins. Wir sind zur Stelle! Br. Eremita, dem das Hochgebirge bereits eine liebe Heimat geworden, kommt uns grüßend entgegen. Nun werden wir einige Zeit zu Dreien die Schätze der köstlichen Höhenluft, der großartigen Rundsicht und der heiligen Armut teilen. Auf den eigentlichen Missionsstationen sorgen die hilfsbereiten Schwestern in hausmütterlicher Regsamkeit für alles Nötige. Hier aber sind Haus und Küche, Garten, Nadel, Scheere und Waschzuber dem Hilfsapostel überlassen. Es wird auch in absehbarer Zeit nicht anders werden und bis jetzt (Mitte 1938) sind noch keine Missionschwestern so weit vorgeedrungen und so hoch gestiegen in dieser Gegend. Einstweilen sind wir selbst noch drei Obdachlose. Denn der P. Missionar wohnt hinter dem Altar, der Bruder im Küchenwinkel und ich darf neben dem Piano das Haupt zur Nachtruhe legen. Darum bald an meine Aufgabe, den Armen ein Heim zu bereiten!

Das Material liegt glücklich zur Stelle und so soll unweit der Kapelle ein Haus mit drei Zimmern, einer Küche und Veranda daraus erstehen . . . Des andern Morgens also rüstig ins Zeug! Die Bauart soll zur Kapelle passen; also ein Kolonialhaus, auf Zementsockel, von Holz, Blech und Brettern. Das geht rasch und kann im Notfalle ein solches Bauwerk auch an andere Orte übertragen werden. Letzteres ist nach einiger Zeit tatsächlich unserem ganzen Fort Nr. 8 passiert. Kirchlein und Wohnhaus wanderten mehrere Stunden weit; doch St. Bartel ersteht in neuester Auflage zum zweitenmal am gleichen Ort. Ich erzähle hier nur von der ersten, und als Vorstufe zur benachbarten Nr. 9, St. Simon im Gebirge. Mariannhill



Hochw. P. Bertram Girch CMM. im Kreise südafrikanischer Männer
Foto: P. B. Girch



Hochw. P. Bertram Girsch CMM. in der Mission beim Festschmaus
Photo: P. B. Girsch

hatte für uns drei Obdachlose gütig vorgearbeitet und das Baumaterial zum Teil schon präpariert. So ging die Sache nun flott voran. Am 14. September konnten wir bereits Kreuzerhöhung buchstäblich feiern. Auf dem errichteten Dachstuhl über dem neuen Haus-Skelett pflanzte ich nämlich ein mächtiges, mit Grün und buntem Schmuck verziertes Kreuz auf. Es war ein Samstag. Am Sonntag staunte die hundertköpfige St. Bartels-gemeinde nicht wenig über den unerwarteten Anblick. Es war eine freudige Überraschung für das zutrauliche Bergvölkchen.

Die hiesige Gemeinde kann mit den Jahren auf 500—700 Katholiken anwachsen, denn die Zulus und Basutos haben bei aller Armut meistens eine zahlreiche Familie. Ihrem Umfundisi sind sie aufrichtig zugetan, zumal wenn er sich ihre Sprachen gut angeeignet hat. Der jetzige praktiziert gern eine besondere Art von Predigt für seine Schwarzen. Außer feierlichem Gottesdienst mit Harmoniumbegleitung, Ansprache und Katechese hält er, so oft immer tunlich, an den Sonntagen Prozession mit kirchlichen Geväandern, Glockenklang und Fahnen in weitem Bogen rings um die Kapelle. Das macht Eindruck auf die Naturfinder und zieht die von der Ferne an, wenn sie von den Bergen den buntfarbigen Umzug sehen und ihre bekehrten Volksgenossen laut beten und singen hören. Diese Art Inshumahelo eignet sich vorzüglich in der Osterzeit. Hier aber wird sie noch öfter mit Erfolg angewendet. Der Missionar muß sich aller guten Mittel bedienen.

Nach Fertigstellung der Holzarbeiten gefellte sich noch ein vierter Helfer zum Kleeblatt in der Einsamkeit. Wände und Dach des neuen Hauses samt Veranda waren mit Blech zu bekleiden und damit die Obdachlosen rascher einziehen konnten, teilte ein willkommener Blechschmied die weitere Arbeit. So viele Europäer waren wohl noch nie gleichzeitig an diesem verlorenen Punkte Afrikas! St. Bartel wird auch sobald nicht wieder eine vierköpfige Ordensgemeinschaft sehen.

Ort und Lage haben viele Vorteile — aber auch einen großen Mangel, nämlich an Wasser. Der muntere Bergbach ist ziemlich weit entfernt und bis zur nächsten, dünnen Quelle braucht es eine kleine Viertelstunde. Auf die Dauer ist es ein meilenlanger Weg mit dem Eimer in der Hand oder auf dem Kopf. Blechbauten werden darum in solchen Gegenden doppelt geschätzt, weil das Regenwasser in Tanks gesammelt werden kann, was bei den Strohdächern nicht der Fall ist. Wir beiden Nothelfer lösten also auch die Wasserfrage dieser Neugründung!

Wie schon erwähnt, türmt sich unweit der Station eine weithin sichtbare Felsenmauer auf. Am östlichen Abhang ragt ein wunderliches Steingebilde, ein Horn aus dem Massiv hervor wie ein sehr schief geneigter Turm. Von der stumpfen Spitze zur Tiefe sind es ungezählte Meter. Die merkwürdige Formation zieht jeden Bergsteiger an; nicht minder der Hochgrat auf der Felsenmauer, der in der Zulusprache das hohe „Gegenüber“ heißt. Schon auf dem Herweg war mein Entschluß gefaßt: da hinauf klettern wir einmal! Zwei gute Sonntagnachmittagstunden schienen zu genügen. Freilich stimmte die Rechnung bei weitem nicht, wie ich mit meinem Begleiter, Br. Koch aus Ostdeutschland, bald erfahren sollte.

Nach vollständig geleisteter Feiertagspflicht und empfangenem hl. Segen im Haus des Herrn machten wir uns mit guten Bergstöcken versehen gegen 2 Uhr auf den Weg. Die Luft war so blau und das Tal nun auch grün im zarten Erstlingschmucke der afrikanischen Frühlingsspur nach einigen feuchten Nebeltagen, die den Regen oft spärlich ersetzen. Um diese Zeit hat die Landschaft ein sehr „gemischtes Aussehen.“ Je nach dem früheren oder späteren Einäschern der Grasflächen sind sie entweder noch schwarz und grau oder sie zeigen spärliches oder saftiges Grün. Das Letztere sticht dann gegen die beiden ersten doppelt wohlthuend ab. Solcher Kontrast kommt in Europa kaum je zum Vorschein. An den Abhängen des Hochgebirges tritt der Unterschied noch mehr zutage. Eine Wanderung im September und Oktober hat darum in dieser Gegend eigentümliche Reize.

Nach einer gemüthlichen Stunde des Aufstieges begann das eigentliche Klettern an der Flanke des Felsenmassives. Bald sahen wir, daß diese Partie allein mehr als zwei Stunden beanspruchen würde. Die Sonne geht aber schon vor 6 Uhr unter und wir standen in der Neumondwoche. Unser hohes Ziel wollten wir indessen nicht auf halbem Wege preisgeben. Darum vorwärts auf Händen und Füßen von Staffel zu Staffel trotz Schweiß und sinkender Sonne! Meinem Begleiter ging der Atem aus; ich konnte eben noch die Spitze des Felsenhornes erreichen, die kaum 3 Meter Raum bietet, und im Glanze der letzten Tagesstrahlen die ganze Landschaft schauen. Der Rundblick war freilich gestört durch aufsteigenden Rauch verschiedener Grasbrände in der Ferne. Unter dem Turm gähnte die schwindelnde Tiefe, oben verklärte feierliche Stille den einzig schönen Sonntagabend. Nach kurzer Rast konnten wir noch den nahen Hochgrat erklimmen und da den Untergang der Sonne, Ukutshona kwelanga, beobachten. Unwillkürlich drängte es uns zu einem Gebet und Avegesang mit einer Strophe von „Großer Gott, wir loben Dich!“ auf dieser Hochgebirgsstelle, die wir zum ersten und wohl auch zum letzten Male erklimmen hatten. Schade, daß die hereinbrechende Nacht so bald zur Umkehr nötigte. Eine solche Bergtour sollte nicht am Nachmittag, sondern in früher Morgenstunde angetreten werden . . .

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Fortf.)

Wohl mag man von gesicherter Stellung aus beim Anblick der üppigen, farben- und formenreichen, paradiesischen Blumen- und Pflanzenwelt der Tropenländer in Ekstase geraten und, von der trunkenen Begeisterung auf den Pagasus gehoben, die herrlichsten Lobgedichte auf Palmenhaine und Orchideenpracht hervorzaubern, — gegen alles aber, was in der dortigen kleinen und großen Tierwelt freucht und fleucht und herumschleicht, heißt es sich in acht nehmen, heißt es: *Aufgepaßt!*

Uch ja, es ist leider nur zu wahr, daß man im Tropenlande, also auch in Indien, immer auf der Hut sein und sich wehren muß gegen die verschiedensten Arten lästigen Tiergesindels. Dabei denke man aber nicht gleich an die großen Tiere, an Tiger, Panther und Schlangen. Mit diesen kommen ja die allerwenigsten Europäer jemals in nähere Berührung. Die allermeisten von ihnen, auch wenn sie viele Jahre in Indien verlebt haben, müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, bekennen, daß sie niemals eines dieser gefährlichen Tiere in der Freiheit draußen gesehen haben. Womit aber alle in Indien zu rechnen haben, das ist die fast ständige Plage vonseiten der kleinen und kleinsten Quälgeister aus dem Tierreiche.

Die kleinsten Unholde, mit denen jeder Ankömmling aus Europa von vornherein Bekanntschaft machen muß, und aus deren Gesellschaft er nie herauskommen wird, solange er in Indien weilt, sind die *Moskitos*.

Was sind das nun für Dinger, diese *Moskitos*? Eine *Moskito* ist mal sicher kein Buffalo, wie eine junge Dame meinte, die, als sie kurz nach ihrer Ankunft einer Herde dieser vorläufiglichen, schwerfälligen, friedlichen Haustiere begegnete, bestürzt fragte, ob diese nicht die schrecklichen *Moskitos* seien, von denen sie so viel gehört habe. Das Wort „*Moskito*“ ist die Verkleinerung des spanischen Wortes „*mosca*“, d. h. Fliege, und bedeutet daher: kleine Fliege. Sie ist nichts anderes als eine Stechmücke und gehört zur Ordnung der Zweiflügler. Außer den zwei Flügeln zum Fliegen hat sie sechs haardünne Beine, von denen sie vier zum Gehen braucht und die zwei langen Hinterbeine, die mit dem Saugapparat vorn am Kopfe verbunden sind, als Pumpenschwengel benutzt.

Da nun die *Moskitos* mit Vorliebe frisches Blut zur Nahrung und eine wei-

che Haut zum Stechen suchen, so stellen sie ganz besonders dem Menschen nach, der daher auch fast stets von ihnen umgeben ist, besonders wenn er ruhig liegt oder sitzt. Bevor eine blutdürstige *Moskito* sich auf ihr Opfer niederläßt, umschwirrt sie es erst mit aufreizendem Gesumme, wählt sich ein weiches Plätzchen, Nase, Ohr oder Stirne, kommt näher, versichert sich, daß keine Gefahr in der Nähe ist, setzt sich dann leise und unbemerkt auf die Haut und senkt und bohrt ihren Saugrüssel wie eine Schusterahle in dieselbe hinein. Sobald man den Stich fühlt, ist der richtige Moment, sie totzuschlagen.

Leider gelingt das in den meisten Fällen nicht, weil man nicht schnell genug war. Sitzt man ruhig am Tische, so machen sie sich besonders gerne über die Fußbeugen unter dem Tische her, wo es dunkel ist, und stechen durch die Socken, so daß man dort ständig ein prickelndes Jucken hat. Da kann man sich rein gar nicht helfen und ertwehren. In einer ganz besonders verzweifelter Lage ist man am Altare beim heiligen Meszopfer, wo man sich am wenigsten wehren kann. Ungeört stechen die Plagegeister drauflos, und man muß all das lästige Brennen und Jucken an den gestochenen Stellen verbeissen. Wie schwer hält es daher oft, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen!

Nicht zufrieden mit der Verfolgung am Tage, rauben einem die *Moskitos* auch noch die so notwendige Nachtruhe. Im Schlafzimmer haben sie ja viele gute Plätzchen, sich ungeört aufzuhalten und sich zu verstecken, wie im Innern der Schuhe, in den Falten der aufgehängten Kleidungsstücke, unter dem Bette und dem Waschtische usw. Will man sich zu Bett begeben, so kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und warten auf ihre Gelegenheit. Wohl hat man ja vielfach zum Schutze gegen die *Moskitoplage* seine Netze um das Bett herumgespannt, aber viel nützen diese auch nicht. Beim Zurechtmachen des Bettes nämlich gelingt es doch noch mancher *Moskito*, hineinzuschlüpfen, und dann hat man trotz allem die Mühsal da drinnen iver weiß wie lang. Kaum hat man sich unter den Schutz des Netzes hingelegt, so hört man schon auch bald wie aus weiter Ferne den feinen, langgezogenen, summenden Sirenengefang einer nichtsnutzigen *Moskito*. Das dünne durchdringende Gesumme kommt näher. „*Ha!*“ denkt man mit Genugtuung, „komm nur her, du Vermaledaite, du bist auf dem

rechten Weg, komm nur her, ich will dir zeigen, was du verdienst!" Wirklich ihr schriller Pfiff ist jetzt am Ohr. Dort will sie sich niederlassen. Ha, jetzt kein Entrinnen mehr! Jetzt will ich dir dein Handwerk legen! Mach deine Rechnung mit dem Himmel, alte Hure! Und, pass, lauft mit schnellem Schlag die rechte Hand aufs Ohr. Ist sie getroffen? eine Leiche? — Nein, noch lange nicht. Es war Täuschung. Denn gleich hört man wieder munteres Gekucke, als ob die Perside einen noch höhnisch auslachen wollte. Und wie oft hat man sich so selber eine derbe Ohrfeige gegeben!

Nicht genug damit, daß diese äußere Störung den Schlaf fernhält, jetzt wird sie auch Ursache, daß der Geist zu grübeln und zu rumoren anfängt und so den Schlaf noch länger hinhält. Man beginnt nämlich darüber nachzudenken, wozu denn eigentlich diese und ähnliche Geschöpfe da sind? Eine alte Erklärung meint, sie seien da, um uns in der Demut zu üben. — Gut, aber die volle Überzeugung von meiner Armlosigkeit und Ohnmacht gegenüber diesen winzigen Kreaturen, und erst recht vor dem unendlichen Gott, habe ich schon nach einem einzigen Tage, einer einzigen Nacht solcher Quälereien. Warum denn fortwährend, Tag für Tag, Nacht für Nacht? Schweres Problem! Aber da fällt mir ein, welche Gründe der hl. Augustinus dafür angibt. Der große Kirchenlehrer sagt, diese lästigen und schädlichen Kreaturen hätten einen vierfachen Zweck: sie sollten nämlich entweder zur Strafe schmerzen, oder zum Heile belästigen, oder zum Nutzen prüfen, oder unbequ岸t belehren.

Das ist allerdings Stoff genug zum Nachdenken, aber auch genug, um lange wach zu liegen, bis endlich der Schlaf dem Grübeln ein Ende macht.

Aber selbst wenn keine Moskitos im Neze drinnen sind, gewährt dieses einem doch nicht vollen Schutz. Fallen einem nämlich im Schlafe die Hände zur Seite, so zerstoßen einen die Moskitos von außen durch das Netz. Ich habe mir auch schon vor dem Schlafengehen Hände, Gesicht und Kopf mit Petroleum eingerieben, aber da war der Geruch zu lästig. Toiletten-eisig oder kölnisch Wasser wären ebenfalls gut gewesen, aber wie kann ein armer Missionar sich solchen Luxus leisten? — Auf diese Erfahrungen hin gebrauchte ich das Netz bald gar nicht mehr und verzichtete schließlich aufs Bett überhaupt. So habe ich denn fortan viele Jahre im Rohr-Liegestuhl geschlafen, so gut es ging, und ließ die Moskitos stechen, soviel sie wollten. Obgleich ich nun jeden Morgen sehen konnte, daß ich an den Armen und Händen und im Gesichte gehörig zerstoßen

war, so habe ich doch niemals fühlbare Folgen verspürt und auch niemals den leisesten Anflug von Malaria gehabt. Wahrscheinlich war ich durch die anhaltenden Injektionen der Moskitos bis zu einem gewissen Grade immunisiert, während gar manche meiner Mitbrüder von der Malaria heimgesucht wurden.

Es gibt indes verschiedene Arten von Moskitos, von denen die einen bössartiger sind als die andern. Jedenfalls solange man in der Nähe von Brutstätten der Moskitos, wie tiefliegende Flußgelände u. stillstehende, faulige Tümpel und Wasserbehälter wohnen muß, kann man sich ihrem lästigen und gefährlichen Treiben nicht entziehen.

In ihrem wenig ehrenvollen Berufe, die armen Menschen zu quälen und sie zu belästigen, werden die Moskitos noch eifrig unterstützt von den massenhaft vertretenen Stubenfliegen.

Sind diese schon in unserem gemäßigten Klima zur Sommerzeit eine wahre Hausplage, so kann man sich hier kaum vorstellen, in welchem Ausmaße sie in der heißen Zone allen Hausbewohnern durch ihre Menge und Zudringlichkeit das Dasein verleiden. Zwar stechen sie nicht wie die Moskitos, aber wenn sie einem, solange man sich im Hause aufhält, fast fortwährend um die Augen herumfliegen und im Gesicht und auf der ehrwürdigen Nase herumspazieren und sich durch keine Abwehr einschüchtern lassen, so ist das nichts weniger als angenehm. Und weil sie auch in der Küche in alles ihr lästiges Näschen hineinstecken, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie vielfach als Zugabe in der Suppe aufgetischt werden und als kleine Rosinchen im Reis erscheinen. Und geht man im Bazar die offenen Läden entlang, so sieht man ganze schwarze Schwärme von ihnen auf dem Backwerk, den Leckereien und Früchten herumhocken, wahrscheinlich, um sie dadurch appetitlicher zu machen. Wie begrüßt man da die dunkle Nacht, wo man wenigstens von diesem Geschmeiß in Ruhe gelassen wird.

Wenn es nun im „Benedicite“ (Dan. 3, 81) heißt: „Preiset, alles Wild und Vieh, den Herrn“, so mögen diese Menschenquäler, Moskitos und Fliegen — von Wanzen und Flöhen gar nicht zu reden, — selber sehen, wie sie mit ihren Missetaten den Herrn loben!

20. Bekanntschaft mit Schlangen

Bevor man in die Tropen, z. B. nach Indien, zieht, macht man sich vielfach Sorgen und hat so seine beklemmenden Gedanken wegen der vielen Schlangen, die es dort gibt. Ist man aber drüben einmal angekommen, so erkennt man bald zu seiner

großen Beruhigung, daß all diese bangen Sorgen unbegründet oder wenigstens sehr übertrieben waren.

In den volkreichen und geräuschvollen Städten wird man keine Schlange zu Gesicht bekommen. Da wagt sich eben keine Schlange hinein. Das Revier der Schlangen ist nur draußen in der freien Natur, in der Wildnis, in den Dschungeln, in den Feldern und Plantagen, überhaupt an Orten mit viel Vegetation, weil sie dort an dem zahlreichen kleinen Getier reichliche Nahrung finden.

Man wird also nur dann Gelegenheit haben, sie und da mit Schlangen in Berührung zu kommen, wenn man draußen einsam auf dem Lande oder mitten in Wald und Busch oder nahe bei Plantagen wohnt. Aber auch da kommt es verhältnismäßig selten vor, daß eine Schlange den Menschen in ihrer Wohnung einen Besuch abstattet. Sobald man einer Schlange ansichtig wird, so reize man sie nicht durch Bewegungen, sondern bleibe ruhig und bewegungslos stehen und gebe ihr Zeit zum Entkommen. Nach vielen Versuchen mit Schlangen bin ich zur Überzeugung gelangt, daß es kaum ein furchtbarer Tier gibt als eine Schlange. Jede Bewegung in ihrer Nähe macht sie nervös und reizt sie, und das einzige, was sie sucht, ist, mit heiler Haut zu entkommen. Gelingt ihr das nicht, so setzt sie sich zur Gegenwehr.

Es gibt in Indien zweifelsohne sehr viele Schlangen, aber die meisten Arten sind harmlos. Von den giftigen und daher gefährlichen Arten kommen hauptsächlich nur zwei Arten in Betracht, die in ganz Indien reichlich vertreten sind, nämlich die Brillenschlange oder Kobra und Phurja. Die Kobra wird eineinhalb bis zwei Meter lang und unterscheidet sich in zwei Arten: die braune und die schwarze Kobra. Letztere von den Eingeborenen „Kala Nag“ genannt, ist wegen ihrer Giftigkeit ganz besonders gefürchtet. Die Phurja hingegen ist eine kleine, etwa zwei Fuß lange Viper. Diesen beiden Arten sind fast alle Todesfälle durch Schlangenbiß zuzuschreiben. Ihnen fallen jedes Jahr 21—25 000 Menschen zum Opfer. Das macht aber kaum einen Mann auf 10 000 der Gesamtbevölkerung aus. Man kann auch ruhig sagen, daß die allermeisten der Gebissenen durch eigene Unvorsichtigkeit zu Schaden gekommen sind.

Gingen die Hindus darauf aus, diese giftigen Schlangen, wo immer sie dieselben treffen, zu töten, so würden sie bald aufhören, eine Plage des ganzen Landes zu sein. Da ihre Religion ihnen es aber verbietet, irgendein Tier zu töten, und da in ihren Augen die Kobra ein besonders heiliges Tier ist, so vertilgen sie dieses

furchtbare Reptil nicht nur nicht, sondern erweisen ihm sogar göttliche Verehrung. Gefällt es einer Kobra, sich einmal in eine Hinduhütte zu begeben, so bleiben die Bewohner derselben so lange draußen, bis ihr beliebt, wieder herauszukommen. Dann fallen sie vor ihr nieder, danken ihr für die hohe Ehre ihres Besuches und bitten sie, von einem ferneren Besuche absehen zu wollen, weil sie sich vor ihr fürchteten. So können sich die Schlangen schrankenlos vermehren und bleiben eine ständige Gefahr für die Einwohner.

Da meine Station rings von Baumwoll-, Zuckerrohr-, Bananen- und Maisplantagen umgeben war und um mein Haus herum ein großer Garten mit Bäumen und Sträuchern aller Art sich ausdehnte, so hatte ich Gelegenheit genug, mit Kobras und anderen Schlangen Bekanntschaft zu machen. Darüber will ich einiges berichten.

Neben meinem Blumen- und Gemüsegarten im Hof stand ein Aborthäuschen für die unteren Schulklassen. Als mir die Schüler berichteten, sie hätten schon öfters eine Kobra herauskommen sehen, schaute ich einmal selber nach. Gegen die hintere Seitenwand des Häuschens standen einige Wellblechstücke. Da gewahrte ich tatsächlich unter denselben das gefährliche Tier. Sie hatte gerade eine Taube umringelt und zerdrückt und war daran, ihr Opfer zu befeuern und zu verschlingen. Ich entfernte mich leise, holte meine kleine Winchesterflinte und machte der Kobra den Saraus.

Am Rande meiner Zisterne war ein kleiner, in den Boden gemauerter Wasserbehälter, aus dem der Mali das Wasser zum Begießen der Blumen und Zierpflanzen zu schöpfen hatte. Nun kam er einmal vor Aufregung gelaufen und sagte: „Saheb, ich kann kein Wasser schöpfen.“ „So? das ist doch merkwürdig. Warum denn nicht?“

„Ach, Saheb, da ist ja eine Kobra im Behälter und badet.“

„Na, das soll ihr teuer zu stehen kommen. Bleibe nur weg. Ich komme.“

Schnell ging ich mit der kleinen Flinte in den Hof und näherte mich vorsichtig dem Behälter. Wirklich, da wand und rollte sich mit sichtlichem Wohlbehagen eine hellbraune Kobra im Wasser herum. Sobald sie ihren Kopf über Wasser zeigte, sandte ich ihr eine Ladung Schrot hinein, und sofort streckte sie sich. Sie war tot. Ich zog sie heraus und hatte eine ausgewachsene fast zwei Meter lange Kobra vor mir.

Hinter dem Chor der Kirche und meinem Hause lagen unter den schattigen Bäumen noch drei Haufen von Steinabfällen von der Zeit des Neubaus der Kirche her. Sie waren von wildem Unkraut über-



St. Bonifatius, Schurgast: Unsere Neulinge
 Photo: St. Bonifaz, Schurgast

wuchert. In einem dieser Haufen, so sagten mir die Leute der Nachbarschaft, müsse sich eine größere Schlange aufhalten, die sie schon öfters wahrgenommen hätten. Das war mir sehr interessant, und ich war gespannt, zu sehen, was das wohl für eine Schlange sein sollte. Ich ließ deshalb an einem schulfreien Tage einen Schlangenbeschwörer, der im Bazar wohnte, herüberkommen. Dieser erschien sofort mit seiner Zauberflöte.

Wir begaben uns sofort zu dem Steinhäufen, welcher zunächst der Straße lag. „Hier, in diesem Haufen,“ sagte ich dem Beschwörer, „soll sich, wie man behauptet, eine größere Schlange befinden. Wenn dem so ist, kannst du dann mit deiner Zauberflöte die Schlange hervorlocken?“

„Ganz gewiß, Sahib! Sofern in diesem Haufen eine Schlange ist, werde ich sie bald heraus haben, denn dem Ton dieser Flöte kann keine Schlange widerstehen, selbst wenn sie eine Tagereise tief in der Erde wohnt.“

„Das ist ja wunderbar“, entgegnete ich, „so was habe ich noch nie erlebt. Gänge also gleich mit deiner Musik an. Gelingt es dir, die Schlange herauszulocken, sollst du einen guten Badschisch haben; kommt sie aber nicht heraus, so erhältst du nichts.“

„Einverstanden, Sahib!“ sagte der Zauberer mit sieghafter Miene, und hockte sich vor den Haufen auf den Boden. Er setzte seine hölzerne Flöte an und blies mit vollen Backen hinein, während seine Finger auf den zwei, drei Flötenlöchern emsig auf

und nieder gingen. Es war ein eintöniger, näselnder Klarinetten-ton, um den zwei andere Töne einen halben Ton höher und tiefer zitterten. Meine Diener, Sakristan, Koch und Mali, kamen auch voll Neugierde herbei, und auf der Straße blieben die Leute am Drahtzaun stehen, um den Ausgang der Zauberei abzuwarten. Unermüdlich blies der Zauberer seine Flöte und bewegte sie flötend über dem Haufen hin und her. Schon hatte er eine Viertelstunde mit Macht und Kunst geblasen, daß ihm die Augen beinahe vor dem Kopf standen, aber keine Schlange ließ sich sehen.

„Schon gut, sagte ich dem Zauberer, „setze dich einmal auf die andere Seite des Haufens, dort hört die Schlange es vielleicht besser!“

Der Zauberer kam kopfschüttelnd dieser Weisung nach. Aber auch hier hatte seine Zauberkunst keinen besseren Erfolg. Nach einer Viertelstunde vergeblicher Bemühung sagte ich ihm, er könne gehen, denn es habe keinen Sinn, noch länger unnütz die Zeit zu verlieren. Da reckte sich der Zauberer auf, warf sich in die Brust und beteuerte mit prophetischer Sicherheit: „Sahib, so wahr der Schaitan (Satan) ein Bösewicht ist, befindet sich in diesem Haufen keine Schlange, sonst hätte sie sich schon gezeigt. Da nützt selbst die stärkste Zauberei nichts!“ Dann machte er einen tiefen Salaaam und zog unter dem Hohn- und Gelächter der Zuschauer von dannen.

Als alle fort waren, sagte ich meinem Mali: „Jetzt wollen wir einmal den

Haufen gründlich untersuchen. Hole den langen Karst und bringe die Greifzange und die breite Flasche voll Spiritus, die ich bereitgestellt habe.“ Als diese Sachen zur Stelle waren, ließ ich den Mali mit dem Karst die Steinschalen auseinanderziehen. Kaum hatte er damit begonnen, so sah ich auch schon den Leib einer daumendicken dunkelgrünen Schlange, die sich tiefer in den Boden hinein verbergen wollte. Schnell packte ich sie mit der Greifzange und zog sie heraus. Es war eine ganz harmlose, etwa einen Meter lange *Tropidonotus* (eine Art Ringelnatter), ein schönes, unverletztes Exemplar. Wie ich sie in den Spiritus hinein versenken wollte, ging das nicht so ganz ohne Mühe, denn sie sträubte sich gewaltig dagegen. Schließlich hatte ich sie doch sicher unter dem breiten Korke, aber ich fühlte, wie mächtig sie mit dem Kopfe dagegen drückte. Nach einigen Minuten jedoch regte sie sich nicht mehr.

Weil ich gehört hatte, daß Schlangen immer in Pärchen zusammen leben, ließ ich den Mali noch mehr Steinschalen wegräumen. Wirklich zeigte sich auch bald etwas seitwärts von der ersten Fundstelle der andere Teil des Schlangenpaares. Diese Schlange barg ich in einer anderen Flasche mit Spiritus. So war das schöne Pärchen gut versorgt und aufgehoben.

Es sollte aber nicht lange dauern, da bekam ich die von den Leuten gesehene größere Schlange zu Gesicht. Nach dem ermüdenden Hochamt am Palmsonntag ging ich in der Veranda hinter meinem Hause auf und ab, um mich etwas von der ausgestandenen Hitze zu erholen. Als ich gerade einmal in den Garten hinunter schaute, sah ich, wie aus dem Steinhäufen dicht hinter dem Kirchenchor eine dunkle Schlange empor schoß und ebenso blitzschnell wieder im Haufen verschwand. „Hallo“, dachte ich, „das ist ja sicher eine Kala Nag d. h. Brillenschlange! Die muß erlegt werden!“

Sofort nahm ich meine kleine Flinte u. rannte hinunter. Dem Mali rief ich zu: „Bringe schnell den Karst mit dem langen Stiel und komme hinter das Haus!“ Wie er zur Stelle war, sagte ich ihm: „Stell dich dahin, vier Schritt vor diesen Steinhäufen, und ziehe langsam die Steinschalen auseinander. Hier in diesem Haufen ist eine Kala Nag, — ich hab' sie gesehen, — die will ich jetzt totschießen!“ — Der arme Mali fiel beinahe in Ohnmacht, als er des Wort Kala Nag hörte. Er zitterte wie Espenlaub.

„Saheb“, rief er aus, „das ist ja ein furchtbar böses Tier. Diese Schlange kann man nicht töten, sie lebt immer wieder auf!“

„So? Meinst du? Warte nur du wirst

gleich sehen, wie bald die tot, maujetot ist!“ — Ich postierte mich drei Schritte vor die andere Seite des Hauses, hielt meine Flinte bereit und sagte dem Mali: „So, jetzt fange beherzt an!“ Schon nach ein paar Zügen mit dem Karst schoß die Kobra hoch mit aufgeblähtem Halse, schaute wütend um sich und fauchte wie beseßten. Der Mali ließ vor Schrecken den Karst fallen und wollte davonlaufen. Ich zielte auf ihren Kopf, traf sie aber in den Hals. Sofort duckte sie sich nieder und verschwand unter den Schalen. Dem Mali aber rief ich zu: „Hier bleiben! Hebe den Karst auf und ziehe die Steine wieder auseinander!“

„Aber, Saheb, habe Erbarmen und laß mich gehen. Die wütende Schlange wird auf mich losschießen und mich beißen. Ich kenne sie. Ich bin ein Mann des Todes. O Saheb, laß mich gehen!“

Ich lachte ihn aus und sagte beschwichtigend: „Sei doch kein Kind! Die Kobra wird dir gar nichts zuleid tun. Du bist ja zu weit von ihr weg. Wenn sie noch einmal Zeit zum Beißen hat, dann wird sie höchstens nach dem Karst schnappen. Ich werde ihr aber jetzt das Beißen für immer austreiben. So, nun zieh doch endlich!“

Zögernd setzte der Mali den Karst wieder in Tätigkeit. Schneller, als ich dachte, fuhr die Kobra wieder fauchend empor, aber nicht mehr so hoch wie das erste Mal. Schärfer als zuvor zielend, traf ich sie diesmal mit der vollen Ladung in den Kopf, und sofort sank sie tot zusammen und rührte sich nicht mehr. Der Mali atmete erleichtert auf und war froh, daß er am Leben war.

„Siehst du wohl“, sagte ich ihm, „kann die noch mehr tot sein, als sie ist? — Jetzt wollen wir auch dafür sorgen, daß sie nicht mehr aufersteht. — Bringe etwas Reisig und Kleinholz aus dem Schuppen her und zünde es an!“

Sobald alles Brennmaterial da war, packte ich die schwarze Kobra hinter dem Kopfe und zog sie aus dem Steinschutt heraus und war beinahe selbst erschrocken, als ich ihre volle Körperlänge sah. Sie maß gut zwei Meter, war also vollständig ausgewachsen und wirklich sehr gefährlich. Dann öffnete ich ihr mit einem Holzstäbchen das Maul und besah mir die Giftzähne. Die waren schauerlich genug, und ich hätte sie wahrhaftig nicht gerne irgendwo im Fleische sitzen haben mögen! Als ich sie dann dem Mali zeigte, sagte dieser: „Welch ein Glück, Saheb, daß noch keiner von uns und den Leuten, die hier ganz in der Nähe wohnen, von ihr gebissen worden ist!“

„Da hast du recht, Mali, wir sind vor großem Unglück bewahrt geblieben. Damit sie auch in Zukunft keinen beißt, wollen

wir sie jetzt verbrennen!" — Und damit warf ich sie auf das Brennholz. Und bald züngelte das Feuer hoch empor und verwandelte das giftige Ungeheuer in Asche.

"So, Masi, glaubst du auch jetzt noch, daß die Kala Nag wieder Leben bekommen wird?"

"Nein, Saheb, die ist zu tot!"

Nun hätte ich eigentlich auch nach dem anderen Teil des Kobrapaares im Steinhäufen stöbern sollen. Aber es war mir zu heiß, und nachher fiel es mir gar nicht mehr ein. Daß dieser andere Teil wirklich noch da war, sollte sich bald zeigen.

Nach ungefähr drei Wochen rief jemand eines Abends spät — es war schon nach zehn Uhr — von unten herauf: "Saheb, Saheb, komm schnell!"

"Nun, was ist denn los?"

"Hier ist soeben ein Nachbardiener von einer Schlange in den Fuß gebissen worden. Komm schnell, er stirbt."

"Wo ist er denn der Schlange begegnet?"

"Hier neben deinem Baum."

"Was war es denn für eine Schlange? Wie sah sie aus?"

"Es war eine große schwarze Schlange, Saheb."

"Ja, ich komme sofort."

Nun wußte ich Bescheid. Es handelte sich sicher um den überlebenden Teil des Kobrapaares, der auf der Suche nach dem verschwundenen Teil war, den ich kürzlich getötet hatte. Ich nahm also ein Fläschchen mit homöopathischem Kobragift mit mir und eilte schleunigst hinunter. Vor der Dienerhütte im Hof meines Nachbarn war eine große Menge Volkes versammelt. Sie umstanden ein niedriges Bettgestell, auf dem der Gebissene ausgestreckt lag. Man machte mir Platz, und ich trat an den Unglücklichen heran. Er war schon ganz bewusstlos. Ich kniff ihn fest in Arme und Beine, aber er fühlte es nicht mehr. Seine Augen waren geschlossen. Hände und Füße waren kalt. Ich untersuchte den gebissenen Fuß und sah, daß die beiden Bisspunkte dem Abstand der Kobrafänge entsprachen. Dann ließ ich ein Waschbecken mit Wasser bringen, löste hypermangan-saures Kali darin auf und stellte den Fuß hinein. Dann verlangte ich ein Glas reines Wasser und einen Eßlöffel, tropfte fünf Tropfen Kobragift in einen Eßlöffel Wasser und gab es dem Patienten ein, der glücklicherweise noch schlucken konnte. Dies tat ich eine Stunde lang alle fünf Minuten.

Um ein Viertel nach elf fing der gebissene Mann an, sich die Beine entlang zu fassen, ein Zeichen, daß das Blut wieder zirkulierte. Dazu schnitt er allerlei Gesichter und Ströme von Tränen flossen über seine Wangen. Bald öffnete er die Augen,

schaute verstört umher, wie aus einem tiefen Traum erwacht, und sagte verwundert: "Wo bin ich?" Wir beruhigten ihn und sagten ihm, er sei daheim, und zeigten ihm seine Frau, die er sogleich erkannte. Dieser trug ich auf, ihrem Manne jede Stunde bis zum Morgen eine Tasse heißer Milch zu verabreichen und hie und da dazwischen einen Eßlöffel voll der Medizin, die ich bereitmachte und zurückließ.

Am folgenden Morgen kam der mit knapper Not dem Tode entrissene Mann in mein Arbeitszimmer hineingestürzt, warf sich der Länge nach vor mir auf den Boden und sagte: "Saheb, du bist mein Gott! Du hast mich vom Tode errettet, ohne dich wäre ich gestorben und jetzt eine Leiche!"

"Ja, ja", erwiderte ich, "rede jetzt keinen Unsinn, sondern danke dem einen großen, guten Gott im Himmel, der die Medizin geschaffen und dich geheilt hat. Dem allein danke, und werde zum Dank ein Christ!"

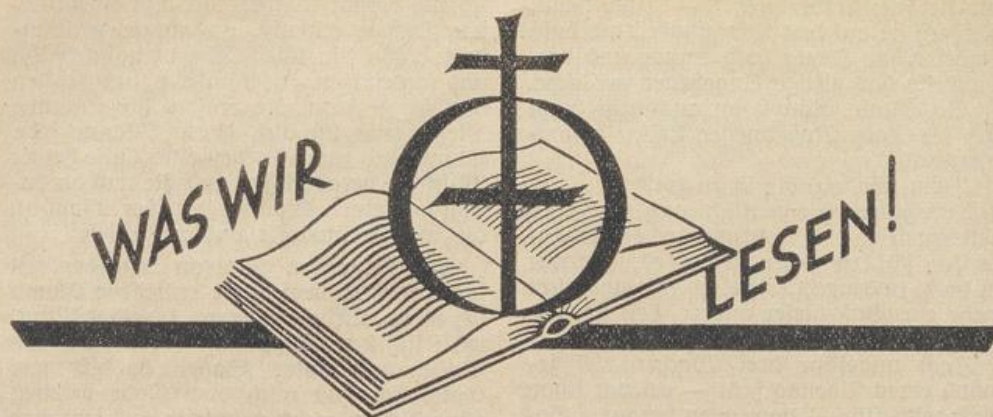
"Ja, Saheb", sagte er, "das will ich mir auch überlegen!"

Und dabei ist es geblieben.

Aber Tag wird man kaum jemals draußen einer Giftschlange begegnen und so in Gefahr kommen, denn alle Landgiftschlangen sind Nachttiere, die nachts auf Raub ausgehen. Deshalb soll man nachts nie ohne Laterne ausgehen und dabei gut zusehen, wo man hintritt.

Harmlosen, also nicht-giftigen Schlangen bin ich bei Tag oft draußen begegnet. Diese sind meist bedeutend größer und von schönerer Farbenzeichnung als die giftigen. — Als ich einmal eines Morgens zwischen acht und neun Uhr aus einem Busche heimkehrte und am Ende eines Gehölzes einer niedrigen Böschung entlang ging, sah ich etwa zwei Schritt über der Böschung eine schöne Damanschlange durch das dürre Gras aus den Sträuchern herauskommen. Sie war ungefähr vier Meter lang. Sie erhob ein wenig ihren ovalen Kopf und schaute mich ruhig an. Ich blieb stehen und betrachtete sie genau und konnte mich an den schönen, tieffatten Farben ihrer Haut gar nicht satt sehen. Nachdem ich ihr eine kleine Weile in die matt gelblich-grünlichen Augen geschaut hatte, merkte ich, wie ich schwindelig wurde. Da trat ich einige Schritte langsam rückwärts und ging meiner Wege. — Es muß also eine hypnotische Kraft von den Augen der Schlangen ausgehen. Daher auch die Tatsache, daß kleinere Tiere, die in die Nähe einer Schlange kommen und sie anschauen, wie gebannt auf der Stelle bleiben und nicht mehr wegstönnen, so daß sie der Schlange zum Opfer fallen.

(Fortsetzung folgt).



Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn

Die katholische Missionschule im ehemaligen Deutsch-Ostafrika von Dr. theol. P. Franz Solan Schächli O. M. Cap.

Dr. theol. P. Franz Solan Schächli zeigt in objektiver Schau die Schulverhältnisse im ehemaligen Deutsch-Ostafrika. In der deutschen Epoche läßt er schauen das Arbeiten der verschiedenen Missionare im Schulwesen, sowie ihre Schwierigkeiten. Jede Gesellschaft hatte ein anderes System in ihrer Schultätigkeit. Die Spiritaner erstrebten die Hebung der Massen, die Weißen Väter die Bildung von Klassen und die Benediktiner von St. Ottilien die Konkurrenz mit den Regierungsschulen. Aber trotz der Verschiedenheit in ihrer Art arbeiteten sie alle segensreich zum Wohle des Volkes und der Kolonialregierung. Nach dem Weltkrieg trat eine Änderung ein. Unsere ehemalige Kolonie, die zu herrlichen Blüten berechnete, wurde englisches Mandatsgebiet. Ein anderes Schulsystem sehen wir: das der Kooperation. Viel Schwierigkeiten gab's für die Missionen. Jedoch Fr. Schächli beleuchtet geschickt beide Perioden und gibt so eine reiche Fundgrube über die Entwicklung des Schulwesens vom ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Als Quellentext ist es einzig.

P. Hermann

„Der Diener Gottes Karl Dominikus Albini“ von P. Alois Weber O. M. S. 32 Seiten, RM 0,20
Lebensbild eines Apostels und Wandertäters aus neuerer Zeit. Er starb im Alter von 49 Jahren als Apostel von Korsika.

P. Aquilin

„Der Diener Gottes Eugen von Mazenod“ von P. Alois Weber. 32 Seiten, RM 0,20

Sein charaktervolles Leben und Streben nach Heiligkeit ist ein herrliches Beispiel christlicher Jugend.

P. Aquilin

„Der Diener Gottes Bischof Vital Grandin“ von P. Alois Weber. 40 Seiten, RM 0,25

Ein Arbeiter im Weinberge Gottes wie selten ein zweiter. Sein ganzes Leben widmet er der Heidenmission. Opfern und Leiden brachte ihm die unverweilliche Krone.

P. Aquilin

Verlag Laumann, Dülmen:

„Vater“ von Josef Rudhoff. 2. Auflage, 144 Seit., kart. RM 1,30, in Leinw. RM 1,90.

Vater sein ein hohes Glück, aber auch eine heilige Verpflichtung, das wollen diese schlichten Blätter dir sagen. Eine von christlicher Liebe und Verantwortung erfüllte Vaterschaft wird Großes wirken in der Erziehung der Kinder, wird Familien glücklich machen.

P. Aquilin

„Ein Leben der Liebe“ von einer Unbeschuhten Karmelitin. 224 Seiten, kart. RM 3.—, in Leinwand RM 3,80.

Maria Antoinettes Seelengeschichte ist ein Hauch göttlicher freier Gnade. Sie vertieft sich in das gewaltige Geheimnis des Dreifaltigen mit einer solchen Liebe und Tiefe, daß sie den Myktern des Mittelalters nur zu vergleichen ist. Ein lehrreiches Schriftchen für jeden.

P. Aquilin

„Jungen am Altar“ von Hans Steffens. 100 Seit., kart. RM 1,70, in Leinwand RM 2,40.

Wie fein ist es, wenn Messbuben den Altardienst würdig und gut verrichten. Doch das will geübt, verstanden und erklärt sein. Hier hast du eine Anleitung dazu.

P. Aquilin

„Der christliche Vater“ von einem katholischen Vater. 160 Seiten, Leinwand RM 1,10, Leder RM 1,50, Goldschnitt RM 2.—.

Ein Büchlein der Überlegung und des Gebetes will es sein. Jedem jungen Vater sollte es in die Hand gegeben werden, damit er an seine Vateraufgaben denke und für seine Familie bete.

P. Aquilin

Verlag L. Schwann, Düsseldorf:

„Der Meister ruft“ von F. Tillmann. 408 Seiten
Ballonleinen RM 6,80.

Unsere Zeit steht vielfach skeptisch den Anforderungen des katholischen Sittengesetzes gegenüber. Der Ruf des Meisters zu seiner Nachfolge verhallt ins Leere. Zum Teil geht dies zurück auf Unkenntnis der Sache. Wie dankbar müssen wir dem Verfasser der „Laienmoral“ sein, in leicht verständlicher Weise den Weg der Nachfolge Christi gezeichnet zu haben. „Nimm und lies“ sollte man jedem Christenläubigen Menschen sagen. Ja, selbst derjenige hochgeachtete Mensch, der Christus und seiner Sittenlehre fernsteht, dürfte überzeugt werden, daß das wahre Ideal in der Verwirklichung der dargestellten Nachfolge Christi liegt.

P. Hugo

Selbstverlag des Missionsärztlichen Instituts Würzburg:

„15. Jahresbericht 1938 der katholischen missionsärztlichen Fürsorge.“ Herausgegeben von Direktor R. M. Böckel O. P.

Wiederum liegt der Jahresbericht der katholischen missionsärztlichen Fürsorge vor. Immer stattlicher wird sein Umfang. Meisterhaft führt er ein in den großen weltverzweigten Aufgabekreis der katholischen missionsärztlichen Tätigkeit. Ärzte und Ärztinnen, die aus dem Institut Würzburg hervorgegangen, wissen aus ihren Tätigkeitsgebieten in der Mission interessant zu erzählen, Erfahrungen auszutauschen und über die neuesten Forschungen und Entdeckungen zu berichten. Großes wird geleistet durch die kath. missionsärztliche Fürsorge, das bezeugen die Berichte.

P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bektiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Josef, Reimlingen, Schwaben